

ZB
ILLUSTRIERTE



In der Wetterküche der Welt

Die große ZB-
Bildreportage

Morgenluft wittern die Meteorologen in allen Teilen der Welt. Scheinen sich ihnen doch neue, bessere Voraussetzungen für die Wetterbestimmung zu bieten. Sie sind auf einer Spur, die sie möglicherweise hinter das Geheimnis der Klimaveränderungen in weiten Gebieten der Erde führen wird.

Die Meteorologen wissen: Blitzartig wechselt in der Antarktis, der Wetterküche der Welt, das Klima. Stunden- und tagelang fegen die gefährlichen Blizzards über die endlosen Eis- und Schneewüsten des siebenten Kontinents, von dem man noch nicht einmal weiß, ob er aus einer Anzahl von Inseln oder einer zusammenhängenden Landmasse besteht. Dann, ganz plötzlich und unvorhergesehen, ist die Sonne wieder da, und nur die Gletscherwinde wehen sirrend und unablässig über das Eis.

Solche „Umbrüche“ bleiben nach Ansicht der Meteorologen nicht ohne Einfluß auf Klima und Wetterverhältnisse in anderen Teilen der Erde. Diese Annahme bedarf jedoch der Bestätigung. Sie soll endgültig im Internationalen Geophysikalischen Jahr erbracht werden. Doch schon vorher ist mancherlei zur Untermauerung dieser These unternommen worden.

Schon in den Jahren 1955/56 gingen Meteorologen aus Australien, unterstützt durch Forscher gleichgerichteter Disziplinen, ans Werk.

Fortsetzung Seite 18

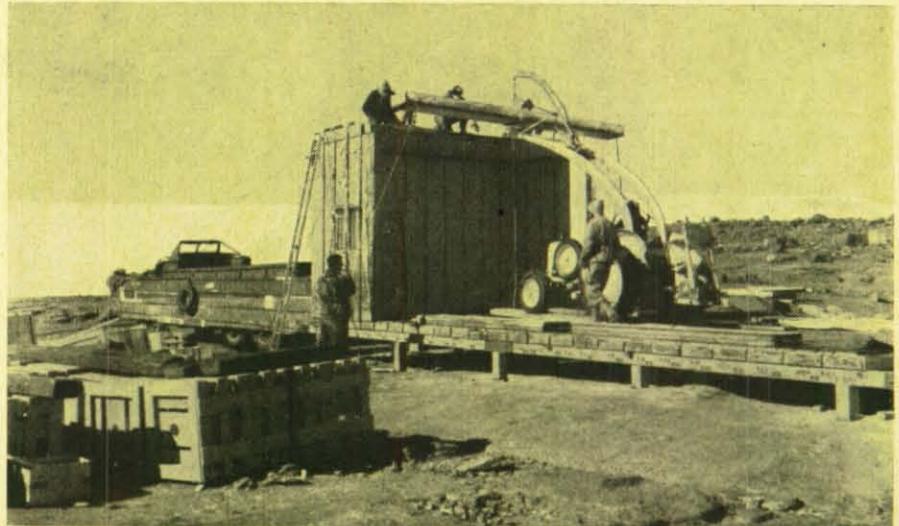
In der Wetterküche



Ein Blizzard tobt über der eisigen Schneewüste der Antarktis! Urplötzlich entwickelt er sich aus den ständig über die Gletscher streichenden Winden. Er erreicht eine Stundengeschwindigkeit von 120 bis 150 Kilometern und wirbelt schwerfällige Konvoyschleppen und Schneepanzer wie Federn durch die Luft. Tagelang kann er anhalten.



Mit gepanzerten Amphibienfahrzeugen werden die Fjorde durchquert. Nach abenteuerlicher Fahrt an Eisbergen werden die Felsenriffe vorbei, geht die Männer in der Nähe der Vestfild Hills an Land. Ihr Ziel: Ein von amerikanischen Flugzeugen gesichteter eisfreier Gebirgszug, in dessen Nähe sich ein nicht zugefrorener See ausdehnt. Im Land des ewigen Eises ist das eine Sensation! Wieviel „Oasen“ dieser Art es gibt, ist ungewiß.



Wochenlang hallt die Bucht von Mawson vom Dröhnen der Baumaschinen wider. Die Hauptstation der Australischen Forschung wird hier, 6500 km von Melbourne entfernt, erbaut. Außer den Wohnräumen für die zwanzigköpfige Besatzung werden Laboratorien, Funkstationen, ein kleines Kino, ein Postbüro und ein Krankenzimmer eingerichtet. Alle Häuser sind so konstruiert, daß sie den Blizzards widerstehen können.



Ohne Versorgungs-Depots geht es nicht! Sie sind bei Expeditionen im Lande der Mitternachtsdämmerung einfach erforderlich. Hier steht ein aber nur 350 m ragendes Grotte des Mount Henderson. Der Berg ist über 1000 m hoch, aber nur 350 m ragend aus der endlosen Schnee- und Eisdecke empor. Auch von den anderen Gebirgszügen sind nur die Gipfelmassive sichtbar. Eisfreie Flächen sind nur in den Sommermonaten an der Küste zu finden.



Abendessen im Zwielficht der Polarnacht! Auf einem Höhenzug im Vorfeld der Vestfild Hills haben die australischen Wissenschaftler ihr erstes Lager aufgeschlagen. So weit sie blicken können, gibt es nur Schnee, Eis und Geröll. Alles Leben scheint erloschen zu sein auf diesem Kontinent, der etwa doppelt so groß wie Europa ist, unter dessen dicker Eisdecke aber äußerst wertvolle Bodenschätze vermutet werden.

der Welt

Am Südpol braut es sich zusammen



In heizbaren Spezialzelten finden die Forscher bei ihren ausgedehnten Expeditionen in das Innere des siebenten Kontinents Schutz vor der grimmigen Kälte der Polarnacht. Am nächsten Morgen besteht ihre erste Arbeit gewöhnlich darin, die über Nacht eingeschneiten Fahrzeuge wieder auszugraben. Die Untersuchungen der Wissenschaftler sind in der Hauptsache darauf gerichtet, die Witterungsverhältnisse in der Antarktis und deren Einfluß auf das Wetter in allen anderen Teilen der Erde zu ergründen. Sorgsame Registrierungen sind dazu nötig.



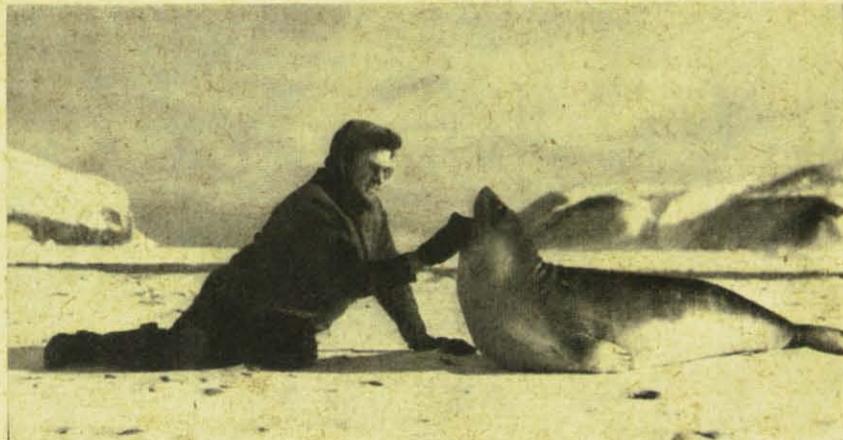
Gesteinsprüfungen sind für die Erforschung der Antarktis wichtig. Sollen sie doch Aufschluß darüber geben, welche Bodenschätze unter dem dicken Eispanzer verborgen sind. Man rechnet mit Uran.



An die Kette gelegt werden muß der 115 Pfund schwere Leithund George. Er ist so ausgehungert, daß er die Rückkehr der Männer von der Robbenjagd kaum erwarten kann. Hier stürzt er sich auf die Beute.



Zu Tode erschöpft trifft dieser Forscher mit drei anderen im Hauptlager ein. Ein Blizzard hat ihn bei seinem Weg über das Eis überrascht.



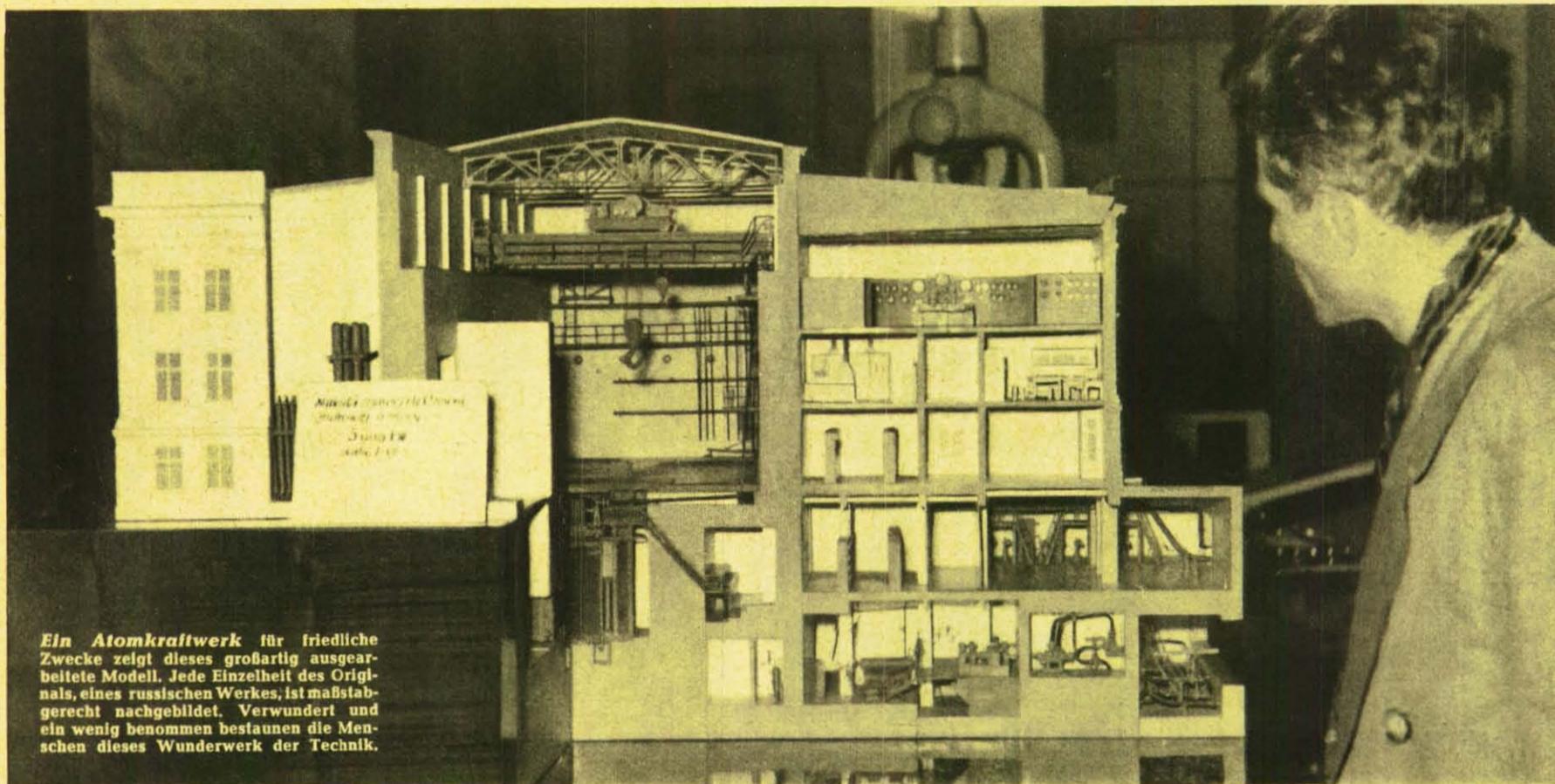
Sehr zutraulich und treuherzig benehmen sich die grün-braun und gelb gefleckten Robben, die das Land in Scharen bevölkern. Den Mitgliedern der Expedition fällt es daher nicht leicht, alle paar Tage Jagd auf sie machen zu müssen. Aber die fünfundvierzig Schlittenhunde sollen bei Kräften bleiben. Dazu brauchen sie Frischfleisch. Da die Robben Menschen nicht kennen, lassen sie sich abschießen, ohne sich dabei vom Fleck zu rühren.



Äußerst kompliziert ist das Gerät, mit dem dieser Forscher arbeiten muß. Er will das Land vermessen und kartographieren. Andere Wissenschaftler suchen den Geheimnissen der Warmwasserseen und der eisfreien Gebirge auf die Spur zu kommen. Das kostet Fleiß und Mühe.

**Dem ZB-Reporter sagte man auf
der Warschauer Atomausstellung**

Sie können



Ein Atomkraftwerk für friedliche Zwecke zeigt dieses großartig ausgearbeitete Modell. Jede Einzelheit des Originals, eines russischen Werkes, ist maßstabgerecht nachgebildet. Verwundert und ein wenig nachdenklich bestaunen die Menschen dieses Wunderwerk der Technik.



Mit großer Skepsis und wenig Hoffnung betrat der ZB-Reporter Hans Truöl den Warschauer Kulturpalast, um die große Atomausstellung zu besichtigen. Als er den polnischen Polizisten am Eingang bemerkte, wollte er seine Kamera unter dem Mantel verbergen. Der Polizist aber, der dies offenbar beobachtet hatte, winkte ab und sagte in gebrochenem Deutsch: „Nicht nötig! Sie können alles fotografieren!“ Und so war es auch tatsächlich. Unser Reporter durfte unbehelligt Aufnahmen machen. Seit Polen durch Gomulkas Schachzug neue Freiheit erlangte, hat sich dort vieles geändert.



Aumerkensame Zuhörer sind diese jungen Polen bei den Vorträgen in der Atomausstellung, denn für sie gibt es ja so viel nachzuholen (oben). Nach der Besichtigung der Anlagen tanzt man im gleichen Hause einen zünftigen Rock 'n' Roll nach westlichem Vorbild (unten).



Am Eingang der Atomausstellung sitzen Führungsdamen, die verschiedene Sprachen sprechen und gerne zu allen Auskünften bereit sind. Gar nicht mißtrauisch war der polnische Polizist, einer der wenigen, die hier die Aufsicht führen. Unser Reporter wurde das Fotografieren ohne jede Umstände „schießen“ durfte. Das erste westliche Pressefotograf, der sich mit seiner Kamera frei bewegen und nach Belieben „schießen“ durfte. Das ist die neue Linie im Polen Gomulkas, das schon einen großen Teil seiner Freiheit kürzlich auf unblutige Weise zurückerlangte konnte.

alles fotografieren!



Wegweiser, die zum Besuch der Atomausstellung einladen, findet man häufig. Nur hat man nicht immer — wie hier von dem ZB-Reporter geschickt eingegangen — durch die Rundung den Blick auf das Ausstellungsgebäude.

Freie Diskussionen sind im heutigen Polen an der Tagesordnung. Hier unterhalten sich Studenten über die Atomausstellung im Warschauer Kulturpalast. Noch vor zwei Jahren wäre dies völlig unmöglich gewesen.



Im Zentrum Warschau erhebt sich gewaltig der riesige, von Stalin erbaute Kulturpalast. 200 m ist das Bauwerk hoch und hat 38 Stockwerke. Heute finden in diesem Kolossalbau — der für Großkundgebungen östlicher Prägung errichtet wurde — interessante Ausstellungen, Theater- und Ballettaufführungen und auch Tanzveranstaltungen statt.



Schutzanzüge für Atomwissenschaftler, für Techniker und Arbeiter, die in den Atomkraftwerken der Sowjetunion beschäftigt sind. Der eigentliche Schutzanzug ist weiß. Darüber trägt man eine durchsichtige Schutzhaut und eine präparierte Glasglocke für den Kopf. Diese Kleidung soll den Menschen gegen die Radioaktivität schützen. Im zivilen Bevölkerungsschutz der UdSSR will man die Schutzanzüge einführen.



Verloren steht die alte Frau aus der Provinz vor dem durchsichtigen Modell eines Atomkraftwerkes. Für sie ist das neue Zeitalter unverständlich, aber sie bestaunt die gläserne Pracht.

Als Deutschlands Uranbrenner

Die Gedanken an Kettenreaktion, Atombomben hatten sich 1939 schnell eingestellt. Doch wie ein gewaltiges Gebirgsmassiv türmten sich unabsehbare praktische Schwierigkeiten vor eine praktische Gewinnung der Atomenergie. Nur mit einem ungeheuren Aufwand gelang es Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, gegen Ende des zweiten Weltkrieges Atombomben fertigzustellen. Wie aber stand es mit deutschen Uranprojekten?

1×1 der Kettenreaktion

Vorweg die grundsätzlichen Schwierigkeiten. Bläulichweiß schimmert das Metall Uran. Wie es in der Natur vorkommt, ist es ein Gemisch von drei Arten, von drei Isotopen. Alle Atomkerne dieser drei Uranarten haben 92 Protonen. Die Unterschiede ergeben sich aus der jeweils hinzukommenden Anzahl von Neutronen. Bei der einen Art sind es 146, bei der anderen 143 und bei der dritten nur 142. Die in den Kernen jeweils vereinigten Teilchen, Protonen und Neutronen zusammen, ergeben die „Massezahl“ der Atome. So werden die drei Arten als Uran 238, 235 und 234 bezeichnet.

Unter 17 000 Urankernen ist nur ein einziger der Isotope Uran 235 zu finden, so wenig, daß es praktisch bedeutungslos ist. Wie jedoch einem Kinde die Worte Papa und Mama, so sind einem Atomforscher die Bezeichnungen Uran 235 und Uran 238 geläufig.

Da diese beiden Isotope auf einen Neutroneneinschlag verschieden reagieren, ist es zunächst wichtig zu wissen, daß der weitaus größte Teil des Urans Uran 238 ist. Ihm ist im Verhältnis 1:139, also weniger als 1%, Uran 235 beigemischt. Beide Isotope sind radioaktiv. Uran 238 ist stabiler. Erst in 4500 Millionen Jahren zerfällt es jeweils um die Hälfte. Uran 235 dagegen bereits in 700 Millionen Jahren. Daher ist von ihm soviel weniger vorhanden.

Wird von einem Neutron ein Uranatom gespalten, so werden durchschnittlich zwei bis drei Neutronen freigesetzt. Diese können wiederum, immer weitere und mehr Kernspaltungen auslösen, das heißt eine Kettenreaktion zustande bringen. Je nachdem, ob dieser Prozeß schnell oder langsam abläuft, entsteht Energie in Form einer Explosion oder in Form von Wärme.

Aus einem gespaltenen Uranatom werden Neutronen mit einer Geschwindigkeit von etwa zehn- bis dreißigtausend Kilometern in der Sekunde herausgeschleudert. Sinkt ihre Geschwindigkeit mit der Länge des Fluges und durch Zusammenprall mit Atomen auf weniger als 600 km/sek, so spricht man von langsamen Neutronen. In dem sehr kompakten Uranmetall fliegen Neutronen ungefähr zehn Zentimeter weit.

Durch die Kerne des Uran 238, das den Hauptteil des in der Natur vorkommenden Urans ausmacht, schlagen schnelle Neutronen einfach hindurch. Nur in ganz seltenen, für eine praktische Ausnutzung viel zu wenigen Fällen, tritt eine Spaltung ein. Ist jedoch die Geschwindigkeit der Neutronen auf etwa 25 km/sek vermindert, dann bleiben diese in Kernen des Uran 238 stecken. Es findet allerdings keine Spaltung statt, sondern nur eine Umwandlung in die kurzlebige Isotope Uran 239. Schnell hintereinander geben zwei ihrer Neutronen ihr Elektron ab. Sie werden zu Protonen. Es ent-

Beim Ausbruch des zweiten Weltkrieges hatte sich die Atomforschung so weit entwickelt, daß mit praktischen Arbeiten begonnen werden konnte. Es galt, Wege zu finden, um die im Uran verschlossenen, ungeheuren Kräfte freizusetzen. 1940 entstand in Berlin der erste Modell-Uranbrenner der Welt. Die deutschen Wissenschaftler nahmen an, daß der Krieg beendet werde, bevor selbst Amerika Atombomben fertigstellen könne. So wurde in Deutschland seit 1942 nur noch an einer friedlichen Ausnutzung der Atomenergie gearbeitet!

steht ein in der Natur nicht vorkommendes, künstliches Element mit 94 Protonen, die Isotope Plutonium 239. Bereits 1940 erkannte der deutsche Physiker von Weizsäcker und 1941 entdeckten die Amerikaner Seaborg und Kennedy, daß dieses Plutonium, das sich in Uranöfen gewinnen läßt, ein spaltbares Material ist. Seine Kettenreaktion kann schnell, das heißt explosiv verlaufen. Während die erste, auf Hiroshima abgeworfene Atombombe Uran 235 enthielt, wurde später fast ausschließlich Plutonium verwendet. Die Schwierigkeit lag anfangs darin, daß zunächst ein funktionierender Uranbrenner vorhanden sein mußte, bevor eine für Atombomben oder friedliche Anwendung notwendige Menge an Plutonium geschaffen werden konnte.

Der größte Teil des Urans, Uran 238, ist also direkt für Kettenreaktionen überhaupt nicht geeignet. Nur die minimalen Spuren des Uran 235 kommen in Frage. Seine Kerne werden von langsamen Neutronen gespalten. Bevor aber die bei einer ersten Spaltung freiwerdenden Neutronen langsam geworden sind, werden sie bei mittlerer Geschwindigkeit bereits von Uran 238 aufgenommen. Also mußte versucht werden, die im Uran enthaltenen 0,7% Uran 235 zu isolieren, möglichst rein zu gewinnen. Mit chemischen Mitteln läßt sich das nicht erreichen. Es kann lediglich der geringe Gewichtsunterschied der beiden Isotope ausgenutzt werden. Er beträgt im Verhältnis 39 446 zu 39 245. Nur Amerika gelang es im zweiten Weltkrieg, Uran 235 in genügender Menge ziemlich konzentriert herzustellen. In Deutschland war es während der Kriegszeit so gut wie unmöglich, die dazu notwendigen riesigen Industriestädte aus dem Boden schießen zu lassen.

Doch eröffnete sich den Kernphysikern neben der Isotopentrennung auch in Deutschland noch eine andere Möglichkeit. Da Neutronen von Uran 238 nicht nur gebremst, sondern bei mittlerer Geschwindigkeit auch aufgesaugt werden, bevor sie im natürlichen Uran gemischt als langsame Neutronen Uran 235 spalten können, mußten die Neutronen durch Schichten eines anderen Stoffes, der sie eben nicht aufsaugt, gebremst werden. Dann war eine Kettenreaktion unter den im Uran 238 wie Korinthen im Kuchen eingestreuten Kernen des Uran 235 möglich. Als Geschwindigkeitsregulierung (Moderator) eignet sich hochgradig gereinigter Graphit. Er wurde in Amerika bevorzugt. In Deutschland verwendete man Schweres Wasser, das eine Verbindung von Sauerstoff und Schwerem Wasserstoff ist. Während der Kern des normalen Wasserstoffs aus nur einem Proton besteht, kommt beim Schwerem Wasserstoff noch ein Neutron hinzu. Kerne des Schweren Wasserstoffs haben als Geschwindigkeitsregler zwei wichtige Vorzüge. Einmal binden sie keine Neutronen. Zum zweiten werden

Neutronen beim Zusammenprall mit Kernen des Schweren Wasserstoffs wegen seiner ungefähr gleichen Größe vorzüglich gebremst. Trifft nämlich eine Billardkugel eine andere, wird die Geschwindigkeit stark gemindert. Wirft man dagegen dieselbe Kugel vor einen sehr viel größeren harten Gegenstand, prallt sie mit unverminderter Geschwindigkeit zurück.

Besondere Schwierigkeiten standen einer Kettenreaktion durch im Uran enthaltene Verunreinigungen entgegen. Durch sie wurden wertvolle Neutronen gebunden, gingen also für weitere Spaltungen verloren. Wie nie zuvor irgendein anderes Metall, war das Uran der ersten Atombomben bis auf einen Reinheitsgrad von 1:1 000 000 raffiniert worden.

Die Ermittlung der „kritischen Masse“ war eine weitere Schwierigkeit. Wie ein Fußballfeld von nur zehn mal zehn Metern zu klein ist, weil der Ball dauernd ins „Aus“ ginge, und wie der Platz nicht zehn Quadratkilometer groß sein kann, weil sich dann das Spiel tollfiele, so sind auch die Mengen des spaltbaren Materials und der Bremssubstanz an gewisse Größen gebunden. Ist ein Stück Uran zu klein, dann fliegen viele kostbare Neutronen ins Leere. Beim hochexplosiven Spaltmaterial der Atombomben beträgt die „kritische Masse“ ungefähr 10 cm. Bei Uranbrennern sind größere Mengen und ein gewisses Verhältnis von spaltbarem Material und Bremsstoff nötig. Damit ein überschüssiger Neutronenstrom nicht zu einer unerwünschten Explosion führen kann, werden überzählige Neutronen durch Einführen von neutronenfressenden Materialien abgefangen.

Die notwendigen Größenordnungen konnten nicht von vornherein errechnet, sondern mußten in immer neuen Versuchsordnungen ermittelt werden. Es kam vor allem zunächst darauf an, eine Vermehrung der Neutronen zu erreichen. Ihre Geburtenziffer mußte die Verluste möglichst um ein Vielfaches übertreffen.

Projekt Uran

Bereits 1939 war deutschen Stellen die Nachricht zugegangen, daß das amerikanische Kriegsministerium größere Mittel für eine Atomenergiegewinnung bereitgestellt habe. Sogleich wurde das Heereswaffenamt beauftragt, ebenfalls Forschungsarbeiten aufzugreifen. Uran wurde zum kriegswichtigen Material erklärt, alle Vorräte mußten registriert werden. Im September 1939 fand eine eigens eingerichtete Forschungsstelle des Heereswaffenamtes das Uranprojekt in Angriff. Zur Mitarbeit wurden die Professoren Harteck, Geiger, Hahn, Clusius, Bothe, von Weizsäcker und andere verpflichtet.

Zunächst versuchten drei Gruppen durch Isotopentrennung das für Atombomben geeignete Uran 235 zu isolieren. Die Gruppe unter Professor Har-

teck ging mit einer Ultrazentrifuge ans Werk. Das Uran wurde hierbei in gasförmigen Zustand versetzt werden. Eine andere Gruppe unter Professor Clusius arbeitete das Thermoeffusionsverfahren aus. Es handelte sich um das, daß sich schwere Gasteilchen an kalten Metallwänden leichter niederschlagen als an warmen. Eine dritte Gruppe unter Gustav Hertz versuchte bei Siemens in Berlin, mit Membranen die Isotope zu trennen. Alle drei Gruppen arbeiteten in ihren Laboratorien erfolgversprechende Methoden aus. Doch wäre der Aufbau einer riesigen Industrie notwendig gewesen. Hiervon schreckte man in Deutschland, zumal ein Erfolg nicht endgültig feststand, zurück. In Amerika koppelten die Physiker alle drei Methoden. Riesige Industrieanlagen wurden gebaut, in denen mehr als 20 000 Menschen arbeiteten, um täglich nicht mehr als eine Nußschale voll Uran 235 zu gewinnen.

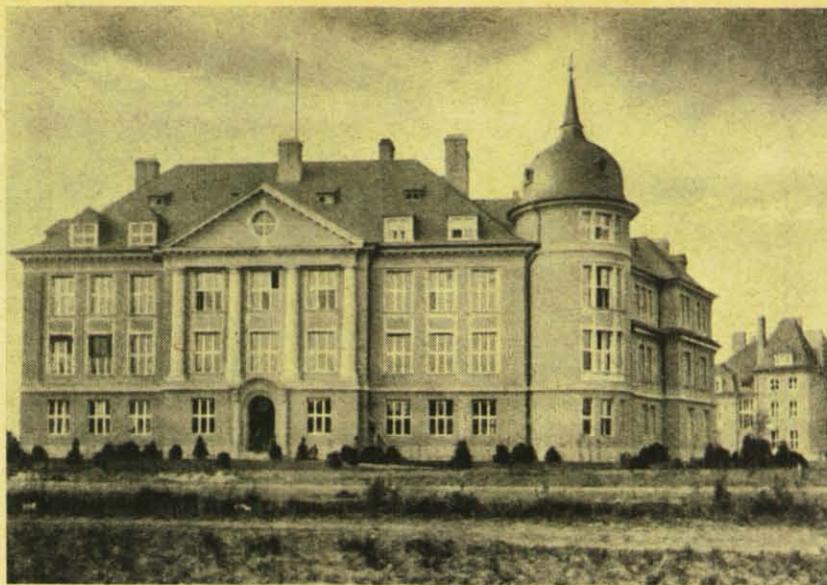
Wie in Amerika wurde auch in Deutschland der andere Weg beschritten, der darauf zielt, ohne Isotopentrennung mit Hilfe von Neutronen Kettenreaktionen zu entfachen. Bereits im Herbst 1940 wurde im Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Berlin-Dahlem — Direktor war Werner Heisenberg — ein erster Versuchsbrenner errichtet. 7000 kg Uranoxyd standen zur Verfügung. Als Bremssubstanz war Paraffin gewählt. Ringförmige Platten von Uranoxyd und Paraffin wurden übereinandergeschichtet. Als Neutronenquelle diente ein Radiumpräparat, das in den kaminartigen Meiler eingeführt wurde. Das war der erste Uranbrenner der Welt. Er lieferte noch keine Energie, aber wichtige Erfahrungen für den Bau der nächsten Versuchsanlagen. Einmal galt es, eine bessere Bremssubstanz zu finden. Professor Heisenberg schlug Schweres Wasser vor. Zum anderen erwies sich, daß das Uranoxyd hochgradig gereinigt werden mußte. Diese Aufgabe wurde der Auer-Gesellschaft aufgetragen. Doch wo konnte man an Schweres Wasser gelangen? Es gab nur eine einzige Produktionsstätte in ganz Europa: Das in Rjukan in Norwegen gelegene „Norsk Hydro“-Riesenkraftwerk. Es entzog dem Wasser durch elektrolytische Prozesse den für die Produktion von Stickstoff notwendigen Wasserstoff. Als Nebenprodukt fiel Schweres Wasser an. Zehn bis zwanzig Liter pro Monat. Man hatte es nicht weggeschüttet. Jetzt, da die Atomwissenschaftler nach ihm suchten, stieg sein Wert rapide an.

Im Januar 1940 bestellte ein Vertreter der IG-Farben im Auftrag des Heereswaffenamtes eine große Menge Schweren Wassers. Als der französische Geschäftsträger in Norwegen von der Höhe der Bestellung erfuhr, war er über die von ihm vermuteten Absichten der Deutschen sehr erschrocken. Er setzte durch, daß Norwegen die Lieferung Frankreich zusagte und den deutschen Auftrag ablehnte.

Sabotage

Kurz darauf, am 9. April 1940 besetzten Dänemark. Ein Spezialkommando, welches das Schwere Wasser sicherstellen sollte, fand keinen Tropfen. Der gesamte Vorrat war mit Schmugglerschiffen nach Frankreich gebracht worden. Hier suchten deutsche Sonderkommandos vergeblich. Kurz vor der Kapitulation Frankreichs wurde das Schwere Wasser mit einem der letzten Schiffe von Bordeaux nach England gerettet.

ner erkalteten



Im Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem wurde 1940 der erste Modell-Uranbrenner der Welt errichtet. Er lieferte zwar keine Energien, aber wertvolle Erkenntnisse.

Die Deutschen nahmen sofort nach ihrem Einfall in Norwegen die Produktion von Schwerem Wasser wieder auf. Professor Harteck und seine Mitarbeiter Süß, Jensen und Wirtz ermittelten Verfahren zur Produktionssteigerung. Durch Spionage trafen in England alarmierende Nachrichten über das intensive Interesse der Deutschen an Schwerem Wasser ein. Der erste Angriff englischer Flugzeuge auf Rjukan mißlang. (1941). Das Werk war ein sieben Stockwerk hoher Betonklotz von 100 Meter Länge. Im Juli 1942 planten die Engländer dann einen Großbomberangriff. Sie zogen Professor Leif Trondstad, den Konstrukteur des Werkes, der nach England geflohen war, als Sachverständigen hinzu. Er riet von einem Angriff, der dies wichtige Werk Norwegens völlig zerstören konnte, mit der Begründung ab, daß die Kellergewölbe stark betoniert seien. Dagegen schlug er einen Sabotageakt vor. Kurz vor seiner Flucht hatte Trondstad mit dem Direktor und dem Chefingenieur des Werkes eine geheime, drahtlose Codeverbindung abgesprochen. So war man in London über alles, was in Rjukan vorging, genau informiert.

Im Februar 1943 sprangen sechs junge, nach England geflohene Norweger 150 km von Rjukan entfernt mit Fallschirmen ab. In Nachtmärschen machten sie sich heran, drangen unbemerkt durch eine Luke ein, schlugen die Wache nieder, legten die Sprengladung an. Unbemerkt konnten sie sich zurückziehen und hatten gerade hinter einem Felsen Deckung genommen, als eine riesige Explosion große Teile der Fabrik zerstörte.

Die Deutschen gingen sogleich an den Wiederaufbau des Werkes heran. Im Oktober 1943 wurde es durch einen Luftangriff weitgehend zerstört. Damit war Deutschlands Quelle für Schweres Wasser endgültig versiegt. Die nicht-zerstörten Maschinen und Schwerwasservorräte sollten unter großem Militäraufgebot und Flugsicherung zunächst ein Stück per Fähre, dann weiter mit Flugzeugen nach Deutschland gebracht werden. Doch ein Sabotage-Team hatte eine Zeitbombe auf die Fähre bringen können. Krachend flog sie kurz nach ihrer Abfahrt in die Luft. Professor Trondstad, der insgeheim nach Norwegen gekommen und an der Sabotage beteiligt war, wurde verhaftet und erschossen. Im Kampf um das Schwere Wasser war Deutschland geschlagen.

Immerhin standen für die deutschen Uranprojekte 2000 Liter zur Verfügung. Im Sommer 1941 verwandten die Professoren Heisenberg und Döpel 200 Liter Schweres Wasser und 500 kg gereinigtes Uranoxid für den Bau eines kleinen Versuchs-Atomklozes in Leipzig. Die Neutronen vervielfältigten sich ganz minimal. Noch keine Energie, aber immerhin ein Fortschritt. Grundsätzlich war in der Praxis erwiesen, daß eine Neutronenvervielfältigung, das heißt eine anhaltende Kettenreaktion und damit eine Energiegewinnung aus Uran möglich war.

Atombomben?

Spannungen zwischen den Wissenschaftlern und dem Heereswaffenamt führten dazu, daß das Uranprojekt dem Reichsforschungsrat unterstellt wurde. Alle bisherigen Ergebnisse waren für eine entscheidende Sitzung zusammengestellt, die unter Leitung des Reichsministers Speer am 6. Juni 1942 über den weiteren Verlauf der Arbeiten ent-

scheiden sollte. Damals lag ein Führerbefehl vor, der verbot, an Rüstungsprojekten zu arbeiten, die nicht innerhalb des nächsten halben Jahres zur einsatzfähigen Waffe führten. So wurde auf der Sitzung beschlossen, das Projekt der Isotopentrennung und der Atombombe fallen zu lassen, jedoch mit Versuchen für den Bau von Atomkraftmaschinen in kleinerem Stil fortzufahren. General Milch, der Vertreter der Luftwaffe, stellte die Physiker vor die Frage, wie sie die Möglichkeiten der Amerikaner beurteilten. Er erhielt die Antwort, daß die viel besser ausgerüsteten Amerikaner wohl vor Ende des Jahres (1942) keinen energiespendenden Atommeiler fertig haben würden und daß mit einer amerikanischen Atombombe sicher nicht vor Sommer 1944 zu rechnen sei. Da die Wissenschaftler der Meinung waren, daß der Krieg spätestens im Sommer 1944 beendet sein würde, hieß das, daß mit einer amerikanischen Atombombe sicher nicht zu rechnen sei.

1943 war die Leitung der deutschen Uranvorhaben Professor Walther Gerlach übertragen worden. In einem Bunker in Berlin-Dahlem wurden neue Versuchsreaktoren zusammengestellt. Wiederholte Fliegerangriffe auf den Bunker ließen darauf schließen, daß die Alliierten über die deutschen Arbeiten unterrichtet seien. Einer der Wissenschaftler soll feindlichen Agenten Photos zugespielt haben. 1943/44 erschienen Aufnahmen deutscher Atommeiler in amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften. Dabei war von deutschen Atombomben die Rede. Von den heimgekehrten Kriegsgefangenen sickerte daher nach dem Kriege in Deutschland das Gerücht durch, Hitlers Vergeltungswaffe sei eine Atombombe gewesen.

Letzter Versuch

Zunehmende Luftangriffe auf die Dahlemer Institute zwangen zu einer Evakuierung nach Haigerloch bei Hechingen in einen Felsenkeller, den ein Bauer zur Kartoffeleinlagerung benutzte. Hier entstand der letzte deutsche Uranbrenner. Insgesamt sind in Deutschland während des Krieges 22 Großversuche durchgeführt worden; 11 davon im Dahlemer Institut. Der Brenner in Haigerloch, den man etwa zwei Monate vor Kriegsende aufzuschichten begann, war der erfolgreichste. Mit 1500 kg Uran, ebensoviel Schwerem Wasser und 10 000 kg Graphit ist er von den Professoren Heisenberg, Wirtz, Bopp Jensen und Ritter zusammengesetzt worden. Die Zahl der Neutronen vermehrte sich um das Siebenfache. Es fehlte an Material. Wäre die Versuchsordnung um die Hälfte größer gewesen, wäre die kritische Masse erreicht worden und der Atomkloz hätte drei Millionen Kilowattstunden liefern können.

Von Haigerloch war über Hechingen eine direkte Telefonverbindung nach Berlin angelegt worden. Professor Hybi berichtet hierüber: Über diese Staatsleitung ist tatsächlich auch ein Gespräch geführt worden. Aber nicht nach Berlin, sondern von Haigerloch nach Hechingen. Man sprach auch nicht mit dem Führer, sondern mit dem Laboratoriumsdiener. Das Gespräch war kurz und bündig: „Franz, bringen sie den Schlüssel zum Laborbunker nach hier, die Amerikaner sind da.“

Deutschlands letzter Uranbrenner erkaltete. Das wertvolle, bläulichweiß schimmernde Metall geriet auf den Schwarzen Markt.



Prof. Dr. Walther Gerlach



Prof. Dr. Werner Heisenberg



Prof. Dr. Erich Bagge

Werner Heisenberg war während des Krieges Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut zu Berlin-Dahlem. Walther Gerlach leitete von 1943 bis Kriegsende das deutsche Uranvorhaben. Erich Bagge gehörte während des Krieges zur jungen Generation der deutschen Kernphysiker. Gerlach und Heisenberg sind neuerdings als Mitunterzeichner des „Göttinger Manifestes“ in der Öffentlichkeit häufig genannt worden. Vermutlich hätte Erich Bagge den Aufruf als neunzehnter unterschrieben, wenn er nicht gerade in Frankreich gewesen wäre. Er erklärte jedoch: „Ich glaube nicht, daß die Menschen völlig schutzlos einem Atombomben-Angriff ausgeliefert sind. Es ist jetzt vielmehr unsere Aufgabe, jeden einzelnen über den Vorgang einer Atomexplosion aufzuklären. Wenn er weiß, wie alles vor sich geht, hat er durchaus die Möglichkeit, sich zu schützen.“

Die deutsche Atomforschung hatte 1941 einen Vorsprung vor den Vereinigten Staaten. Im Laufe des Jahres 1942 wendete sich bereits das Blatt. Während Deutschland seine wirtschaftlichen Möglichkeiten schon aufs äußerste anspannen mußte und anfangs, aus der „Mülltonne“ zu leben, begann sich Amerikas Rüstungsindustrie damals gerade erst warmzulaufen. Im Dezember 1942 lieferte der erste Uranbrenner der Welt Energie. Er stand auf einem Tennisplatz in Chicago. Damit war Deutschland bereits überrundet.

Seine aussichtsreichste Möglichkeit wäre es gewesen, in Uranbrennern den Atombombensprengstoff Plutonium zu gewinnen. Diesen Weg hat in Deutschland außer von Weizsäcker und Heisenberg bereits 1940/41 auch der Physiker Houtermans erkannt, der nach Hitlers Machtübernahme nach Rußland emigriert, dort eine Zeitlang von

der GPU festgehalten und 1940 nach Deutschland entlassen worden war. Houtermans arbeitete an einem Uranprojekt im Dienste des Postministers Ohnesorge, der vielleicht glaubte, Deutschlands Endsieg auf eigene Faust retten zu sollen. Doch wie Heisenberg und von Weizsäcker hielt auch Houtermans mit seinen Erkenntnissen zurück. Hätten sich die Physiker so sehr wie die Konstrukteure der V-Waffen für eine Atombombe eingesetzt, dann hätte Deutschland der Herstellung einer solchen Waffe zumindest sehr nahekommen können. Entscheidend war jedoch vielleicht, daß die deutschen Forscher — wenn sie auch nicht wollten, daß Deutschland den Krieg verlor — doch im Innersten vor der gewaltigen Zerstörungskraft einer Atombombe zurückschreckten und es nicht für richtig hielten, daß Hitler den Krieg gewinne.

Bertram lebt gefährlich

Episoden aus dem Leben eines Vielbegehrten

3. Fortsetzung

Dr. Hartke gründet eine neue Praxis

Drei Tage danach erscheint Dr. Hartke auf der Annoncexpedition. „Für Sie sind erregende Briefe da“, sagt ihm der Angestellte am Ausgabe-Schalter. 22 Briefe! Dr. Hartke ist leicht erschüttert. So etwas hätte er nicht erwartet. Sorgfältig studiert er auf seinem Zimmer die Briefe. Drei stammen von Mädchen unter 25 Jahren — sie scheiden sofort aus, mit so jungen Frauen sollte sich ein Mann in seinem Alter nicht einlassen. Zehn Schreiberinnen haben bereits das Leben an ihrer Seite muß sehr anstrengend sein, wie die Schlaganfälle und Herzattacken der Verewigten zu beweisen scheinen; von den übrigen neun zieht er drei in die engere Wahl: Ihre Angebote faszinieren Dr. Hartke. Ganz gewiß würde er sie zu den anderen legen, die bei der strengen Auswahl „durchgefallen“ sind, wenn ihn nicht in den drei Briefen ein fast gleichlautender Satz fesselte: „Vermögen ist vorhanden. Geld- und Sachwerte.“ Die Damen haben Bilder beigelegt. Obwohl er nicht darum gebeten hatte. Anziehende Bilder von gepflegten, hübschen Frauen über Vierzig. Wer die Wahl hat, hat die Qual, seufzt Dr. Hartke. Es ist wirklich nicht leicht, sich für eine Bewerberin zu entscheiden. So schwer hat sich Dr. Hartke es nicht vorgestellt. Ich könnte sie alle drei beehoren, fährt es ihm durch den Sinn. Er schlägt die Faust gegen die Stirn: Das ist eine Idee! Alle drei! Wie sagt das Sprichwort: Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen! Zwei? Drei! Drei Fliegen wird er schlagen! Es wird der letzte, wirklich der allerletzte Schlag sein...

Fräulein Betty Grundig feiert ihren 43. Geburtstag. Es ist ein wundervoller Hochsommertag. Sie betrachtet es als ein gutes Omen für das neue Lebensjahr, daß sie dem lebenswürdigsten, charmantesten Manne, dem vollendetsten Kavalier, dem klügsten und geistvollsten Plauderer gegenüber sitzt, den sie jemals getroffen hat. Fräulein Betty Grundig, muß wissen, ist das, was man eine wählerische Frau nennt. Doch an Dr. Alfred Hartke, dem Rechtsanwalt, der Hals über Kopf rechen gesamten Besitz, seine ausgezeichnete Praxis, seine hochbetagte Mutter in Cottbus im Stich lassen mußte, entdeckt sie nur positive Seiten, nur faszinierende Vorzüge, nur glänzende Charaktereigenschaften. Schweigend hat sie der aufregenden Geschichte von seiner überstürzten Flucht in die rettenden Gefilde des Westens gelauscht: die Schrecken seiner Erlebnisse stehen noch deutlich in dem offenen, sympathischen Gesicht geschrieben. Heißes Mitleid ergreift sie.

„Ich muß nun wieder ganz von vorne anfangen“, sagt er. „Vielleicht werden Sie sich wundern, gnädiges Fräulein, daß ich mich nach einer Lebenskameradin umschaue, bevor ich meine wirtschaftliche Existenz aufbaue. Aber ich gestehe Ihnen offen: ich habe nicht mehr die Kraft, alles das, was vor mir liegt, ohne einen Menschen an der Seite zu vollbringen. Ohne —“ er senkt seine Stimme und blickt Betty zärtlich an — „eine Frau, die mir zugetan ist...“

Betty Grundig rührt in ihrer Kaffeetasse. Nur mühsam vermag sie ihre Erregung zu verbergen. „Ich wundere mich gar nicht, Herr Dr. Hartke“, sagt sie, „ich freue mich nur über Ihre Offenheit.“

„Mit Ehrlichkeit und Offenheit kommt man am weitesten“, sagt Dr. Hartke schlicht. „Ich habe es in meinem Leben immer wieder erprobt und immer wieder neu bestätigt gefunden. Warum soll ich gerade Ihnen gegenüber anders handeln?“

Sie blickt ihn dankbar an und fragt: „Was gedenken Sie nun zu unternehmen? Es wird schwer sein, hier Fuß zu fassen.“

„Nicht, wenn mir ein Mensch zur Seite steht, auf den ich mich voll und ganz verlassen kann, der für mich da ist und der mich ein wenig — hm — liebt.“

„Nur ein wenig?“ lächelt die Frau. „Ist das nicht wirklich ein bißchen wenig? Man sollte ganz oder gar nicht lieben.“

„Ganz oder gar nicht“, wiederholt Dr. Hartke. „Wie wahr das ist! Aber kann ich das — kann ich das von — von Ihnen erwarten?“ Er geht auf sein Ziel los. Er hat das Drumherumreden satt.

„Wir können es probieren“, schlägt Betty vor. „In unserem Alter fliegt man sich nicht mehr in die Arme. Wir müssen uns gegenseitig kennenlernen. Nicht wahr, das ist doch auch Ihr Wunsch?“ Er bejaht. „Nun gut. Was halten Sie also davon, wenn wir, soweit es Ihre Zeit erlaubt, täglich zusammentreffen, gemeinsam ausgehen, gemeinsam essen — bei getrennter Kasse selbstverständlich.“

Er nickt: „Einverstanden, gnädiges Fräulein. Nur die getrennte Kasse gefällt mir nicht. Sie müssen mir erlauben —“

„Nichts erlaube ich“, sagt sie energisch. „Sie sind mittellos hierher gekommen, Sie müssen neu beginnen, Sie

müssen jeden Groschen dreimal umdrehen, und da soll ich — ausgeschlossen!“

Das Gespräch entwickelt sich so, wie er es gewünscht hat. Seine Mittellosigkeit — das ist der Köder, den er ausgenutzt hat, auf den sie abgefallen muß. „Ja“, sagt er ernst, „Sie haben schon recht. Ich will eine neue Praxis gründen, und die kostet Geld.“

„Wie dachten Sie sich die Finanzierung? Kredite von staatlichen Stellen? Oder wie?“

„Ich habe schon einen Aufbaukredit beantragt. Werde ihn als anerkannter Flüchtling auch bekommen. Aber das dauert eine Weile. Zwei bis drei Monate, sagte man mir.“

Betty Grundig schüttelt verwundert den Kopf: „Solange könnten Sie doch nicht warten! Drei Monate! Was denken sich die Leute? Ich mache Ihnen einen Vorschlag: ich schieße Ihnen die Summe, die Sie benötigen, vor. Sie geben sie mir zurück, wenn Sie den Kredit erhalten!“

Dr. Hartke wehrt entschieden ab: „Das kommt überhaupt nicht in Frage! Sie kennen mich doch gar nicht, gnädiges Fräulein? Wissen Sie denn, wer ich bin? Kann ich nicht ein Gauner, ein Hochstapler, ein Heiratsschwindler, was weiß ich alles sein? Sie dürfen keinem Menschen heute trauen! Glauben Sie mir!“

Sie lacht: „So sehen Sie auch aus! Wie ein Heiratsschwindler!“ Sie schaut ihn zärtlich an. „Ihnen vertraue ich“, sagt sie leise. „Ich weiß nicht, warum, aber zu Ihnen kann man Vertrauen haben.“

Dr. Hartke verbeugt sich leicht: „Danke für das schmeichelhafte Kompliment. Immerhin würde ich an Ihrer

Stelle vorsichtiger sein. Sie sind, wie ich zu meiner Freude feststelle, ein gutmütiges und hilfsbereites Menschenkind. Passen Sie auf, daß diese schönen Eigenschaften nicht mißbraucht werden.“

„Nun, Sie werden nach mir andere Männer kennenlernen. Solche, die vielleicht nicht so ehrlich sind wie ich...“

„Warum sollte ich nach Ihnen andere Bekanntschaften machen?“

„Es wäre denkbar, daß ich Ihnen nicht gefalle.“ Er stockt. Dann setzt er schnell hinzu: „Sie gefallen mir sehr. Aber was bedeutet das schon?“

„Erwarten Sie nun, daß ich Ihnen noch weitere Komplimente mache, wie Sie es nennen? Muß ich Ihnen klar und deutlich sagen, daß Sie mir sehr sympathisch sind und mit jeder Minute sympathischer werden?“

„Aber nein“, wehrt er lachend ab. „Ich bin ja kein Jüngling mehr, der bei Frauen Komplimente sammelt, um sein Selbstbewußtsein zu stärken.“

Betty erhebt sich: „Ich muß gehen. Wir sehen uns morgen, ich nachmittags, wenn's Ihnen paßt. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag.“

„Sie bestehen darauf, gnädiges Fräulein?“

„Ich bestehe darauf.“ Na schön, denkt Hartke. Wenn sie darauf besteht, da kann man nichts machen. Sie hat ihn nicht durchschaut. Ob ihn die anderen durchschauen werden?

Betty will sich verloben

Sie durchschauen ihn nicht. Doch bringen sie dem Rechtsanwalt Dr. Hartke ihr Vermögen nicht auf dem silbernen



Teller dar, nach dem Beispiel von Fräulein Betty Grundig: So, nun bediene dich. Nein, Lieselotte Berger und Annelore Meisig, mit denen sich der Flüchtling in den nächsten Tagen trifft, haben es nicht so eilig, sich dem ihnen im übrigen sehr sympathischen Dr. Hartke zuliebe von ihren schwer erarbeiteten Ersparnissen zu trennen. Sie schlagen ihm vor, den entgegengesetzten Weg zu gehen, den Betty Grundig geht. Wenn er sich seine Rechtsanwaltspraxis eingerichtet hat, sind sie bereit, mit ihm vor dem Standesbeamten die Ringe zu tauschen. Früher nicht. Auf keinen Fall. Sie sagen es ihm nicht, aber sie denken: wenn er drei Jahrzehnte — als Junggeselle — keine Lebensgefährtin benötigte, wird er auch noch drei Monate auf mich warten können. In drei Monaten erhält er seinen Aufbaukredit. In drei Monaten wird geheiratet. Nicht eine Stunde eher. Sie denken realistisch, und sie denken darum richtig. Dr. Alfred Hartke hütet sich, ihnen zu erklären, daß sie falsch denken. „Ich verstehe Sie“, sagt er mit seinem schmerzlichen Lächeln, das ihm so gut steht und das Betty Grundig so rührt, und sieht einen Teil seines Planes zusammenstürzen. Doch es erschüttert ihn nicht. Es ist ihm gleichgültig — so lange Betty Grundig nicht „abspringt“. Er hat ihren hochherzigen Vorschlag angenommen. Sie war entzückt, daß er ihn annahm. Sie war tief bewegt, als er die Zehntausend Mark in seine Brieftasche versenkte, einen Kuß auf ihre Wange hauchte, mit gepreßter Stimme und mit feuchten Augensprache: „Ich stehe tief in Ihrer Schuld, Betty. Ich kann es Ihnen nur danken, indem ich Sie glücklich mache.“

Zunächst macht Dr. Alfred Hartke sich glücklich. Betty Grundig sieht ihren Untermieter selten in den nächsten Wochen. Verhandlungen, Besprechungen, Klientensuche. Das frisst Zeit, fast seine ganze Zeit. Nur manchmal am Abend kann er sich ihr widmen. Er sitzt neben ihr auf der Couch, legt den Arm um ihre Schultern und erzählt ihr aus seinem Leben. Ein sauberes, makelloses, einsames Provinzleben in einer Mittelstadt. Arbeit, Arbeit, Arbeit. Frauen? Nie eine, die seinen Ansprüchen genüge. Er stellt große Ansprüche an eine Frau. Betty erfüllt sie. Er hat es ihr schon nach wenigen Zusammenkünften versichert, so daß sie ihn vor Freude in ihr Haus aufnahm. Als Untermieter, versteht sich. Wegen der Leute. Die Leute beobachten scharf und klatschen gern. Die Leute schmunzeln und tuscheln, wenn sie den Untermieter kommen und gehen sehen. „Wir wollen uns verloben“, sagt Betty eines Abends zu Alfred, „wegen der Leute. Ich möchte nicht ins Gerede kommen. Ich möchte es in die Zeitung setzen.“ „Verloben? In die Zeitung setzen?“ Alfred ist zutiefst erschrocken. Ist sie wahnsinnig? „Was kümmerst du dich um die Leute?“ fragt er und unterdrückt seinen aufsteigenden Ärger. „Du bist eine moderne Frau, eine Großstädterin, kannst tun und lassen, was du willst. Weihnachten heiraten wir. Es wird das schönste Weihnachten sein, das ich erlebte. Wozu da die Verlobung?“

Doch Betty Grundig denkt nicht modern. In diesem Punkt jedenfalls nicht. Ihre Eltern haben sie so erzogen. Sie macht es Alfred weitschweifig klar. Gelangweilt hört er zu. Seine Gedanken weilen in der reizenden Bar an der Königsallee, bei der reizenden Blondine mit der reizenden Stupsnase. Alles an Vera ist reizend. Nur ihr Name nicht. Der Name reizt seine Nerven. Der Name weckt Erinnerungen... Aber die Erinnerungen versinken, wenn er mit Vera zusammen ist. Beinahe Abend für Abend. Ihre Jugend, ihre Anmut, ihre Natürlichkeit bezaubern ihn. Und die charmante Art, mit der sie seine Barschaft verringern hilft. Sie hat sich in sechs köstlichen Wochen um mehr als 3000 Mark verringert.

Aber das erschreckt ihn nicht. Die Verlobungsanzeige erschreckt ihn. Wenn Vera die Anzeige liest — es wäre nicht auszudenken! Es war leichtsinnig von ihm, ihr Hoffnungen zu machen. Es war leichtsinnig, sich ihr als Rechtsanwalt Dr. Alfred Hartke

aus Cottbus vorzustellen. Der Name Hartke unter der Verlobungsanzeige würde Vera alarmieren. Der Alarm würde eine Kettenreaktion erzeugen. Er würde... Dr. Hartke schlägt die Hände vor die Augen...

„Was ist denn? Was hast du?“ fragt die Frau neben ihm. Sie hat ihm noch einmal erklärt, daß sie sich zu verloben wünsche. Er nimmt die Hände herunter. Er möchte sie der Frau ins Gesicht schlagen.

„Nichts“, sagt er, „ich habe Kopfschmerzen. Kein Wunder bei dieser Nervenspannung.“

„Und nun knie ich dir auch noch auf der Seele, mein Schatz“, bedauert ihn Betty. „Aber es muß sein, Alfred, jeder Heirat geht eine Verlobung voraus.“ Sie nimmt seine kalten Hände und führt sie an ihr Herz: „Fühlst du, wie es schlägt? Es schlägt nur für dich.“

Sentimental wird sie auch, entsetzt sich der Mann. Wie kann eine Frau in ihrem Alter noch sentimental sein? „Ich werde es mir überlegen“, weicht er aus. „Morgen sprechen wir weiter darüber.“

„Gut“, sagt Betty.

Nichts ist gut, denkt er.

Peinliche Begegnung in München

Am nächsten Tage — bevor er sich in die reizende Bar an der Königs-Allee begibt — verkündet Dr. Hartke seiner zukünftigen Gattin, daß er zwar nicht die Notwendigkeit einer Verlobung einsehen könne, sich aber ihrem Wunsche beuge. „Wir verloben uns am 22. August. An diesem Tage habe ich vor 15 Jahren in Cottbus in der Bahnhof-Straße mein Anwaltsbüro eröffnet. Es war ein glücklicher Tag.“

„Und die Anzeige setzen wir in die Zeitung, die mir und dir Glück brachte. Das sind wir der Zeitung schließlich schuldig, wie? Sie hat uns zusammengeführt.“

„Wie du willst, Betty! Ich gebe sie morgen auf.“

Dr. Alfred Hartke gibt sie auf. Nicht die Verlobungsannonce. Er gibt Betty Grundig auf. Sie hat sich das selbst zuzuschreiben. Er hatte die Absicht, noch einige Wochen bei ihr zu bleiben. Bis er seine Praxis eröffnete. Nun gibt er mit Betty Grundig die Praxis auf, bevor er sie eröffnet hat. Nun gibt er auch Vera auf. Vera Nummer zwei. Vera wird sehr enttäuscht sein. Sie scheint ihn zu lieben. Aber Betty hat es nicht anders gewollt. Mit ihrer blöden Verlobung.

„Ich muß morgen früh verreisen“, eröffnet Dr. Hartke der Frau. „Nach Hannover. Bin am Sonnabend wieder zurück. Ich lasse dich nicht gerne allein. Aber ich muß mit dem Hauptentschädigungsamt für Zonenflüchtlinge verhandeln. Vielleicht bekomme ich eine Entschädigung. Dann könnte ich meine Schulden bezahlen.“

Das Hauptentschädigungsamt befindet sich weder in Hannover noch sonst irgendwo, es liegt auf dem Mond, und Betty Grundig würde dies sehr schnell ermitteln, wenn sie das Telefonbuch aufschlüge. Betty besitzt kein Telefon noch verspürt sie den Drang, sich zu vergewissern. Sie glaubt. Sie glaubt an einen Mann...

Die Fahrt vom Rhein an die Isar ist wundervoll, abwechslungsreich, interessant. Der schlanke, elegante Herr mit den grauen Schläfen im Abteil 1. Klasse läßt die Landschaft achtlos an sich vorüberfliegen. Er grübelt. Blättert nervös in illustrierten Zeitschriften und grübelt. Die Bilder und die Geschichten können ihn nicht fesseln. Die Angst springt ihn an. Sie verjagte ihn aus Hamburg, sie verjagte ihn aus Düsseldorf, sie begleitet ihn nach München, sie lauert hier im Zuge, vielleicht auf der nächsten Bahnstation, vielleicht in München. Ob Vera Reimann ihn angezeigt hat? Aber das ist ja auch egal. Hildegard Schadwinkel hat es jedenfalls getan. Die Polizei kennt ihn. Ihre Mühlen mahlen manchmal langsam, aber fein. Manchmal entrinnt man ihrem Getriebe. Sehr selten. Aber es kommt vor. Warum fällt ihm plötzlich ein, ist er nicht nach Holland oder Belgien gegangen? Von Düsseldorf nach Aachen und von Aachen über die

Grenze... ja, warum eigentlich nicht? Ein neuer Unterlassungsfehler. Freilich, es wäre schwer gewesen, herüberzukommen, es wird überhaupt schwer, es wird vielleicht unmöglich sein, ungehindert die deutsche Grenze zu passieren... und dennoch... Er beschließt, von München aus an die Schweizer oder an die österreichische Grenze zu fahren. So verwischt er seine Spuren. Wenn Betty zur Polizei läuft, wird die Polizei die falschen Spuren verfolgen. Die nach Hannover. Aber läuft Betty zur Polizei?

Betty Grundig wartet. Als sie vergeblich wartet, weint sie. Und schweigt. Sie schämt sich. Man wird sie auslachen. Die Leute werden über sie spotten. Die Torschlußpanik hat ihr den Verstand geraubt, werden die Leute sagen. Fast ihr ganzes Vermögen hat sie die Torschlußpanik gekostet. Sie wird ihren Schmuck verkaufen müssen. Vielleicht wird sie eine Arbeit annehmen müssen. Doch wer gibt einer Frau in ihrem Alter Arbeit?

Es ist töricht von Betty Grundig, zu schweigen. Sie macht sich mitschuldig durch ihr Schweigen. Hildegard Schadwinkel hat nicht geschwiegen, Vera Reimann hat nicht geschwiegen. Die eine ist sofort, die andere sehr spät zur Polizei gekommen. Aber sie ist wenigstens gekommen. Weil Betty Grundig nicht kommt, werden sich in Berlin Dinge ereignen, die so unglaublich sind, daß sich selbst die hartgesottenen Kriminalisten auf den Betrugs-Dezernaten der Westberliner und der Ostberliner Polizei an den Kopf fassen.

Wir sagten: in Berlin werden sich diese Dinge ereignen. Nicht in München. Der Passagier 1. Klasse im D-Zug Düsseldorf—München sieht sich gezwungen, Hals über Kopf seine Reiseroute zu ändern. Daran ist ein dicker Herr auf dem Münchner Hauptbahnhof schuld. Der dicke Herr tippt dem eleganten Herrn in der Bahnhofshalle von hinten auf die Schulter. „Sie sind doch — natürlich, Sie sind Herr Bertram!“ Er freut sich, einen alten Bekannten wiederzutreffen. Er freut sich nicht mehr, als der elegante Herr ihm brüsk den Rücken dreht und faucht: „Lassen Sie mich zufrieden, ich kenne Sie nicht!“ — „Na, so was“, ärgert sich der Dicke, „wie kann man nur so unhöflich sein. Entschuldigen Sie man... Ich habe mich geirrt. Immerhin habe ich Walter Bertram Jahrzehnte nicht gesehen.“

Er hat sich nicht geirrt. Doch das wird er erst ein Jahr danach erfahren. Aus einem Prozeßbericht...

Schneeweiß im Gesicht lehnt Dr. Hartke an einem Pfeiler. An ihm vorbei rauscht der Strom der hastenden und jagenden Menschen. Ein kleiner Junge pflanzt sich vor dem verstörten Manne auf und starrt ihn mit kindlichem Ernst an. „Ist dir nicht gut, Onkel?“ fragt der Junge. Dr. Hartke nimmt die Hände vom Gesicht. „Sehr gut, mein Kleiner“, flüstert er, „sehr gut.“ Er sieht sich forschend um, wo der Dicke geblieben ist (wie heißt er doch? Schall oder Scholl — nein: Scholl, Erich Scholl) und tritt an einen Fahrplan: wann fährt ein Zug nach Berlin? In drei Stunden! Ausgezeichnet. Ich kann nicht in München bleiben, nachdem mich Scholl erkannt hat, überlegt er. Ich kann höchstens drei Stunden, nicht eine Minute länger bleiben. Ich muß damit rechnen, daß Scholl die Sache nicht geheuer vorkommt. Daß er sich Gedanken macht, daß er vielleicht in der Zeitung mein Bild — das Foto des gesuchten Heiratsschwindlers Walter Bertram alias Richard White alias Albert Wieland alias Dr. Alfred Hartke — gesehen hat. Wenn ein Bild erschienen ist... (Ich lese ja keine Zeitungen.) Meine Nerven sind keine Stahltrassen mehr. Sie spielen mir einen Streich nach dem andern. Ich gehe nach Berlin zurück.

In die Höhle des Löwen? Aber nein: sehe ich so dumm aus? Ich gehe nach Ostberlin. Mit seibentausend Westmark fahre ich durch die Zone nach Ostberlin. Eine gefährliche Fahrt, erschrickt er, sehr gefährlich — doch halt: ich werde fliegen. Wenn ich Glück habe — und bisher hat es mich nicht verlassen trotz manchen Mißgeschicks — finde ich noch einen Platz.

Er sucht ein Reisebüro auf. Nein, heute ist alles besetzt. Morgen aber...

Also morgen! Es paßt mir gar nicht, sinnt er, aber was soll ich tun? In Ostberlin bin ich geborgen. In Ostberlin, durch eine Grenze getrennt von der Westberliner Polizei, fühle ich mich sicher. Es wird nicht einfach sein, dort unterzutauchen. Ich muß mir einen falschen Personalausweis beschaffen, ich muß mich zum Lebensmittelkartenbezug anmelden, ich muß möbliert wohnen, ich muß das Westgeld vorher auf einer Westberliner Bank deponieren, ich muß es teilweise in Ostmark umtauschen; das ist auch riskant, aber ich muß es riskieren — ich habe in meinem Leben schon die tollsten Dinge riskiert.

Viele Menschen, die von der Westberliner und westdeutschen Polizei gesucht werden, versickern wie ein Tropfen im Meer in Ostberlin und in der Zone. Gesegnet sei die Spaltung!

Gewiß, ich muß auch im Bereich der Volkspolizei auf der Hut sein, beide Polizeien arbeiten zusammen, aber es ist nicht die vorbildliche, tadellose, reibungslose Zusammenarbeit, die einst den Berliner Polizeiapparat so großartig funktionieren ließ. Die „Patienten“ im „Sanatorium“ haben mir erzählt, welche erfreulichen Erfahrungen sie nach dem Überwechseln von West nach Ostberlin mit der Spaltung gemacht haben. Sie konnten viele Monate lang, Jahre hindurch Dinger drehen, obwohl die Friesenstraße längst ihr Sündenregister nebst Fotos der Neuen Königstraße übergeben hatte. Bis sie eines Tages geschnappt wurden... nun ja, das gehört nun einmal zum Beruf. Ich werde ihnen diese Freude nicht machen, den Herren in der Neuen Königstraße und in der Friesenstraße. Wenn ich eine Weile im Ostsektor gelebt habe, siedle ich in das Territorium der DDR über. Kommt Zeit, kommt Rat. Vorher aber...

Die Sehnsucht des Michael Waldow

Wir sehen: Die Überlegungen, die Dr. Alfred Hartke anstellt, basieren auf einer realen Grundlage. Sie sind gründlich durchdacht, enthalten aber trotz aller Gründlichkeit einen geistigen Konstruktionsfehler. Sie stellen nicht den Fehler in Rechnung, den jeder, selbst der raffinierteste Verbrecher, irgendwann einmal begeht. Früher oder später. Und Dr. Hartke gehört nicht in die Kategorie der Raffiniertesten. Man könnte ihn vielleicht in diese Kategorie einordnen, wenn er nicht schon am Anfang seiner Unternehmungen die kapitale Dummheit begangen hätte, die er einmal bitter bereuen und verwünschen wird: die „Spritztour“ nach Travemünde.

Ein neues Jahr hat das alte abgelöst: Es war ein Jahr der Erfolge und der Enttäuschungen für den stattlichen, hochgewachsenen Herrn im blauen Ulster, in dem wir Rechtsanwalt Alfred Hartke aus Cottbus wiedererkennen. Der Herr geht oft spazieren, obschon ein eisiger Ostwind durch die Straßen pfeift; er setzt sich in die HO-Cafés, er speist in den HO-Restaurants, er besucht die Kinos, er meidet die Theater — man kann dort Leuten aus dem anderen Berlin begegnen, und vielleicht zwei Frauen, denen er nie mehr begegnen möchte —, er bringt manche Nacht in der Hajo-Bar, und wenn er nicht auf dem Barhocker sitzt oder vor einem langweiligen Ostblock- und Defa-Film, läßt er sich von seiner Wirtin eine Tasse Tee zubereiten und begibt sich früh ins Bett.

Es ist ein leeres, eintöniges Leben, das Alfred Hartke seit seiner Ankunft aus München führt.

„Mein möblierter Herr lebt ganz zurückgezogen“, berichtet Frau Emilie Wunderblum ihrem Bekannten- und Verwandtenkreis, „noch nie habe ich einen so stillen, feinen Mieta jehabt wie den Herrn Waldow.“

Ja, der Rechtsanwalt Alfred Hartke existiert nicht mehr. Der bei Nacht und Nebel geflüchtete Jurist ist vor drei Monaten, als er den Boden einer anderen Welt in der zerrissenen Stadt betrat, in eine neue Hülle geschlüpft:

Fortsetzung Seite 10

WAHRE GESCHICHTEN

Das Frühstück des Poliers

Wenn ich es nicht selbst erlebt hätte, würde ich es kaum für möglich halten. Um es kurz zu machen: Mein Freund baut sich ein Häuschen. Da er aber viel um die Ohren hat und ich in der Nähe der Baustelle wohne, hat er mich, jeden Tag dort vorbeizugehen und ein Auge darauf zu haben, daß die Arbeiter hin und wieder etwas tun und nicht den ganzen Tag Frühstückspause machen. Dann würde das Haus bestimmt nicht fertig, bis seine Frau aus der Klinik zurückkommt.

Am Mittwoch ging ich um zehn Uhr vorbei, als die Handwerker mal wieder Pause machten. Ich klopfte an die Bretterbude, um mit dem Polier ein paar Worte zu sprechen. Er packte gerade sein Frühstück aus und bekam vor Ärger einen roten Kopf, als er merkte, daß alle Brote mit Leberwurst bestrichen waren.

„Zum Donnerwetter!“ knurrte er, „wo ich doch keine Leberwurst mag!“ Gestern war ich zur gleichen Zeit wieder drüben. Als ich die Bude betrat, schlug der Polier mit der Faust auf den Tisch, daß die Thermosflasche Samba tanzte und ich ein paar Kaffeepfritzen ins Gesicht kriegte. „Wieder Leberwurst!“ rief er. „Das ist ja nicht zum Aushalten!“

Ich habe mich still verdrückt, um ihn nicht unnötig zu reizen. Gestern war ich nun zum dritten Male an der Baustelle. Der Polier zog ahnungslos das Frühstück aus der Tasche und packte es ganz vergnügt aus. Im nächsten Augenblick fuhr er mit einem Gebrüll in die Höhe. „Die ewige Leberwurst bringt mich noch um!“ schrie er.

Da riß mir die Geduld. Ich sagte: „Warum regen Sie sich denn so auf? Sagen Sie doch Ihrer Frau, daß Sie keine Leberwurst mögen!“

Er starrte mich verwundert an: „Meiner Frau? Ich bin doch gar nicht verheiratet! Meine Brote streiche ich mir immer selbst!“

Hundesprache

Als ich gestern auf dem Heimweg war, schoß plötzlich ein Hund, über dessen Rasse ich mich aus Taktgefühl nicht näher auslassen möchte, aus einem Vorgarten auf mich zu, versperrte mir den Weg und bellte wütend. Ich blieb stehen und versuchte, ihn durch gutes Zureden zu bewegen, den Weg frei zu geben, aber vergeblich. Er blieb wie angewurzelt stehen und bellte weiter. Obgleich ich ein großer Hundefreund bin, kann ich es nicht vertragen, mich ausschimpfen zu lassen, ohne auch nur einmal zu Wort zu kommen. Meine Frau wird das bestätigen. Sie behauptet zwar, ich sei ein Querulant, aber das stimmt nicht. Ich bin in Wirklichkeit eine stolze und selbstbewußte Natur, und das ist etwas ganz anderes.

Jedenfalls kann ich es nicht leiden, ausgeschimpft zu werden, nicht einmal von einem Hund. Ich beugte mich zu ihm hinunter, um ihm in seiner eigenen Sprache zu antworten.

„Wauwauwau“, machte ich und versuchte, möglichst naturgetreu zu bellen. Die Wirkung war verblüffend. Der Hund verstummte augenblicklich und starrte mich verwundert an. Dasselbe tat übrigens eine Dame, die zufällig vorbeikam.

„Wauwauwau“, wiederholte ich, stolz auf meinen Erfolg. Der Hund glotzte mich noch immer an, als traue er seinen Ohren nicht. „Wufwufwuf“, machte ich, um mein Gebell zu variieren. Das hätte ich nicht tun sollen, denn kaum war mein letztes „Wuf“ verhallt, als sich der Ausdruck des Hundes schlagartig veränderte. Er flutschte die Zähne und ging wutentbrannt zum Angriff auf meine Beine über.

Ich begann zu laufen, weil ich Angst hatte, sondern nicht weil ich unter meiner Würde hielt, mich auf eine tätliche Auseinandersetzung mit einem Hund einzulassen, der obendrein alles andere als rasserein war. Mit knapper Not erreichte ich die rettende Gartenpforte. Der Köter blieb eine Zeitlang davor stehen und bellte wütend weiter. Nun denke ich immerzu darüber nach, was „Wufwufwuf“ in der Hundesprache heißen mag.

Bertram lebt gefährlich

Fortsetzung von Seite 9

Michael Waldow, Schriftsteller aus Erfurt. Es dauerte immerhin 72 Stunden, bis er den neuen Personalausweis, der für die neue Hülle unerlässlich ist, bei einem altbewährten Dokumentenhersteller in der Wilhelm-Pieck-Straße abholen konnte. Er mußte einen horrenden Preis zahlen: 3000 Ostmark, das sind 600 Westmark; aber der Ausweis ist sein Geld wert, niemand auf dem Volkspolizeirevier hat seine Echtheit bezweifelt. Und darauf kommt es ja wohl an, nicht wahr?

Es ist, wir sagten es schon, langweilig und unausgefüllt, das Leben des Michael Waldow. Er könnte nun zufrieden sein, er verzehrt in aller Ruhe den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeit, die er allen den Nagel hängen konnte. (Sie will hat a mit de Schreiberei vadiant“, stellt Frau Emilie Wunderblum im Konsumladen fest.) Er erhebt sich als Bürger von Ostberlin das Fünffache dessen, was er auf der Westberliner Bank deponiert hat — unter dem Namen Dr. Alfred Hart — der Wechselkurs seit im Januar 1954 1:5. Kann er sich ein schöneres Dasein wünschen?

„Der Mensch ist nie zufrieden“, behauptet ein banales und wohl nicht immer zutreffendes Sprichwort. Im Falle Michael Waldow sagt es die Wahrheit. Waldow, der sich einst in Südamerika und jetzt in der Sowjetzone zur Ruhe setzen wollte, Waldow, den die Angst vor der Entlarvung von einer Stadt in die andere hetzte, vom Zug in das Flugzeug, vom Flugzeug in den Zug, Waldow hat alle Angst wie eine Fessel abgestreift und fühlt sich so ruhig und sicher wie noch nie. Aber glücklich fühlt er sich nicht. Er steht sich nach einem Menschen, zu dem er sprechen, mit dem er ausgehen, den er — warum nicht? — lieben kann. Michael Waldow, den heißen Küssen, dem zärtlichen Lächeln einer Frau. Michael Waldow — zu seinen Gunsten sei es gesagt — sehnt sich nicht nach dem Gelde, dem Schmuck und den materiellen Gütern einer Frau. Noch nicht...

Verkehrter Ball bei Tante Clara

Diese Sehnsucht führt Michael Waldow zu Tante Clara. Tante Clara besitzt ein Tanzlokal in der Auguststraße. Die Auguststraße ist eine alte, eine graue, eine Mietskasernenstraße

im Norden von Berlin, eine Minute von der Friedrichstraße, dem Oranienburger Tor und dem Rosenthaler Platz. In der Auguststraße leben in Quer- und Seitenhäusern Arbeiter, kleine Angestellte, selbständige Handwerker. Dort empfängt allabendlich Tante Clara das junge und das nicht mehr junge Volk der Linien-, Tucholsky-, Acker- und Pieckstraße, und sie rührt sich, auf ihrem Parkett und an ihrer Theke schon manches Paar von zwanzig bis siebzig zum Lebensbunde zusammengeführt zu haben. Alle Generationen versammeln sich bei Tante Clara, welche die Nachfolge von Walterchen dem Seelentröster angetreten hat, der vor einigen Jahren von Ost nach West-Berlin übersiedelte...

Als Michael Waldow den Saal betritt, spielt die Kapelle gerade: „O Donna Clara, ich hab dich tanzen gesehen.“ Die jungen Leute meinen, der Schlagler sei eine Huldigung an Tante Clara, aber Waldow hat ihn schon vor dreißig Jahren gehört. Der dunstige Saal ist mit Papiergeirlanden geschmückt, sein Parkett zittert leise unter dem Stampfen einiger angeheiterter Herren, die mit dem übermäßigen Publikum mehr laut als schön „bei jedem Schritte und Tritte / biegt sich dein Körper genau in der Mitte“ singen und dabei mit den Füßen aufstampfen, als wollten sie diese erfreuliche Tatsache eindrucksvoll unterstreichen. Waldow steuert durch das Gewühl auf einen Tisch zu, an dem eine nicht mehr junge, aber noch nicht alte Frau sitzt. Eine „Wasserstoffbombe“ mit schwarzen Augenbrauen und zu dem Blau ihrer ausdruckslosen Augen und ihres aufreizend blonden Blond in einem scharfen Kontrast stehen. „So einsam?“ lächelt er.

Sie lächelt zurück: „Mauerblümchen.“

„Ausgerechnet Sie?“ schmeichelt er ihr.

„Zu wenige Männer, zu viele Frauen“, sagt sie.

Sieht eigentlich ganz nett aus, stellt er fest. Nur stark aufgemacht. Er fordert sie zum nächsten Tanz auf. Sie tanzt leicht und graziös. An ihrem Finger glänzen zwei Trauringe.

„Witwe?“ fragt er.

Sie nickt. „Mein Mann ist in der Gefangenschaft gestorben. 1949.“

„Traurig“, sagt Waldow. Sie bleiben bis nach Mitternacht beisammen, und

Waldow erfährt die typische Lebensgeschichte einer eintägigen, aber gutheißen Kleinbürgerin, die in einem VEV-Betrieb arbeitet, im Monat 300.— Ostmark verdient, schießt 2000.— Mark Gostpark hat, eine hübsche Einrichtungsbesitz und auf den Menschen wartet, mit dem sie ihr behagliches Heim teilen kann. „Aber da kann ich wohl bis zum St. Nimmerleinstag warten“, seufzt sie und schaut den vornehmen, reizenden Herrn bedeutungsvoll an. Warum ist er nur so vornehm? fragt sie sich bekümmert. Wäre er weniger vornehm, würde er vielleicht —. Sie hebt den Kopf. Was hat er gesagt?

„Das brauchen Sie er doch nicht. Eine Frau, die so gebaut ist wie Sie! Ich bin auch sehr einsam.“ Er räuspert sich verlegen. „Das erscheint Ihnen seltsam, nicht wahr?“

„Allerdings“, gibt sie zu und mustert ihn mit jenem bewundernden Blick, den Waldow von Hildegard Schladwinck und Vera Reimann und Betty Grundig her so gut kennt. „Ein Mann, der so aussieht wie Sie“, setzt sie hinzu.

„Na, na, ich bin kein Jüngling mehr“, versetzt er. „Aber ich könnte noch Bäume ausreißen.“

„Wie ein Zwanzigjähriger?“ lacht sie. Sie zeigt reizend Grübchen, wenn sie lacht.

„So ungefähr“, bestätigt Waldow. „Wann sehen wir uns wieder? Wieder hier?“

„Nein“, sagt Waldow. „bei mir.“ Sie entsetzt sich vor ihrer Kühnheit. Sie möchte sich auf den Mund schlagen. Wie kann sie einen so feinen Herrn so vor, entschuldigt sie sich hastig, „ich habe nur — gescherzt.“

„Aber ich nehme Sie beim Wort, gnädige Frau!“

„Darf ich?“ hört sie den Mann an ihrer Seite.

„Sie dürfen“, flüstert sie. „Morgen abend — Elsässer Straße — ich wollte sagen: Wilhelm-Pieck-Straße 17. Drei Treppen. Vorderhaus.“

Waldow nimmt ihre kleine Hand und küßt sie. Es imponiert Waltraud mächtig. Einen Handkuß — den hat ihr nicht einmal Richard gegeben. Na ja, Buchhalter pflegen eben nicht die Hand zu küssen...

„Jetzt zeige ich dir mein Haus“

Seit jenem Januarabend wohnt Michael Waldow bei Waltraud Horn. Die wasserstoffsperoxyd-blonde Witwe hat ihn nicht mehr fortgelassen. Hat immer die Couch neben ihrem Schlafzimmer angewiesen und bei der Polizei als ihren Untermieter angemeldet.

Schluß folgt.

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine Bildgeschichte von Eres

16. Fortsetzung



Schließlich trägt das Projektil Gaby nicht zu ihrem Ziel.



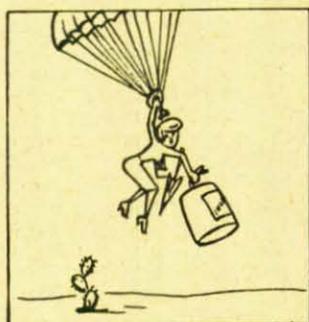
Als der Treibstoff ist verbrannt, wird der Fallschirm anerkannt.



Gabys Zusatz an Gewicht schafft die Fallschirmstuppe nicht.



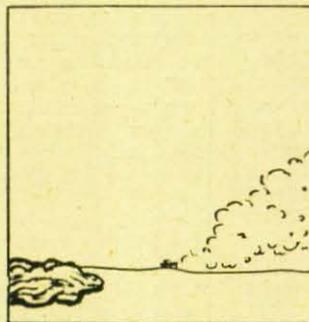
Gaby hält am kurzen Seil fest den Instrumententeil.



Still und sanft schwebt sie hernieder, jetzt hat sie die Erde wieder.



Gaby landet irgendwo. Gleich tippt sie: Neu-Mexiko.



Retter eilen schnell herbei und erheben ein Geschrei:

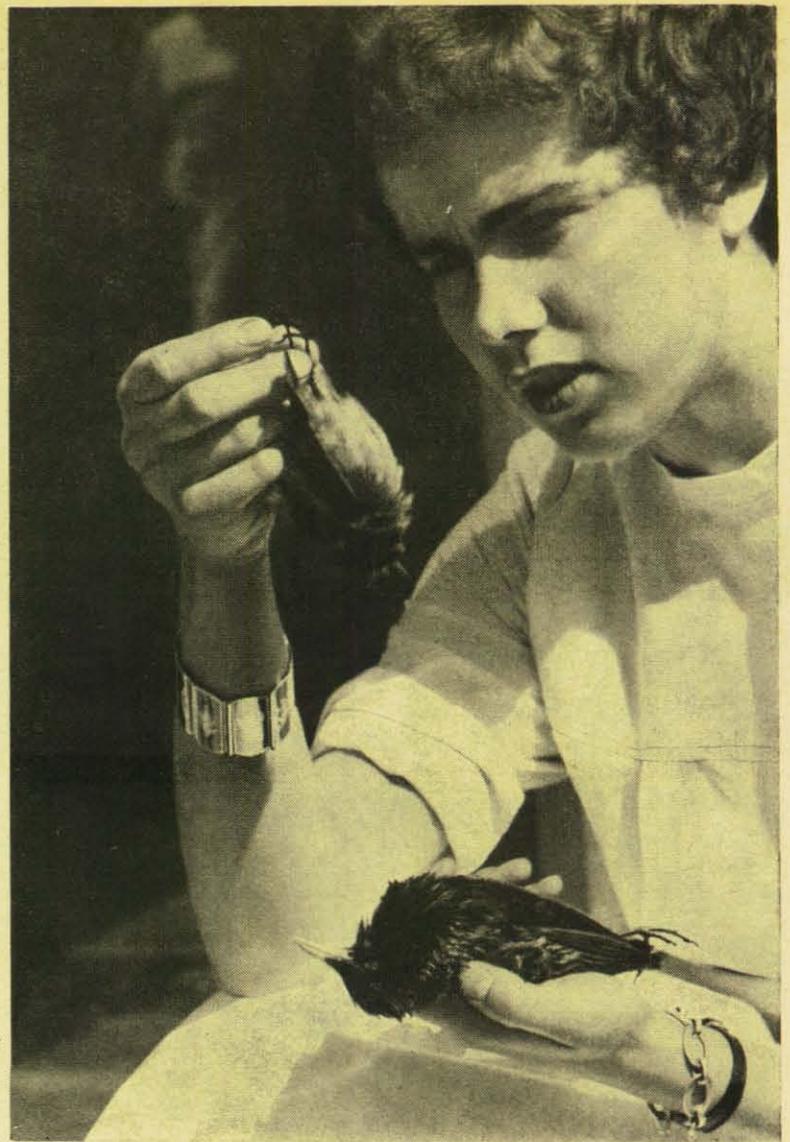


„Wunder, ach, welch großes Glück, Affchen kehrt als Mensch zurück!“



▲ **Mit großer Geschwindigkeit** fliegt ein Vogel auf die Glaswand zu. Nur noch den Bruchteil einer Sekunde, dann ein lauter Aufprall — und er wird zerschmettert am Boden liegen. Wieder ist das Glas zum Mörder eines unserer kleinen gefiederten Sänger geworden.

Fast täglich fordern verglaste Wandelgänge oder Glasveranden ihre Opfer unter den Singvögeln. Diesmal waren es ein Star und ein Rotkehlchen, die ihr kleines Vogelleben lassen mußten. „Das darf so nicht weitergehen“, sagten die äußerst besorgten Vogelforscher.



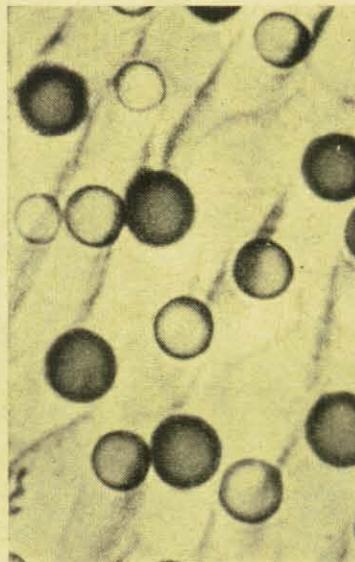
Überall wird heute mit Glas gebaut. Das ist modern, das mag schön sein. Aber eines ist nicht schön: die großen Glasflächen werden zum Massengrab für Singvögel. Die kleinen Piepmätze sind nämlich nicht imstande, die „Todeswände“ rechtzeitig zu erkennen, prallen mit voller Flugkraft dagegen und — zerschellen. Bisher stand man dieser bedauerlichen Tatsache ratlos gegenüber. Manchenorts wurde experimentiert, um Abhilfe zu schaffen. Freiburger Ornithologen scheint das nun gelungen zu sein. Sie ließen auf Glasscheiben die Silhouetten großer Raubvögel aufmalen oder auch ornamental wirkende stilisierte Vogelbilder. Das scheint zu wirken; die Vögel erschrecken, drehen rechtzeitig ab und — bleiben am Leben.

MÖRDER GLAS

Vögel zerschellen an Fensterscheiben



Die größte Vogellalle Freiburgs war dieser Durchgang vom alten zum neuen Anatomiegebäude der Universität. 181 Singvögel kamen allein im Sommer 1956 an den Glaswänden um. Die Ornithologen überlegten hin und her und ließen schließlich die Silhouetten großer Raubvögel auf die Wände malen. Das Ergebnis war verblüffend: Von einem Tag zum anderen mieden die Tierchen das Glas.

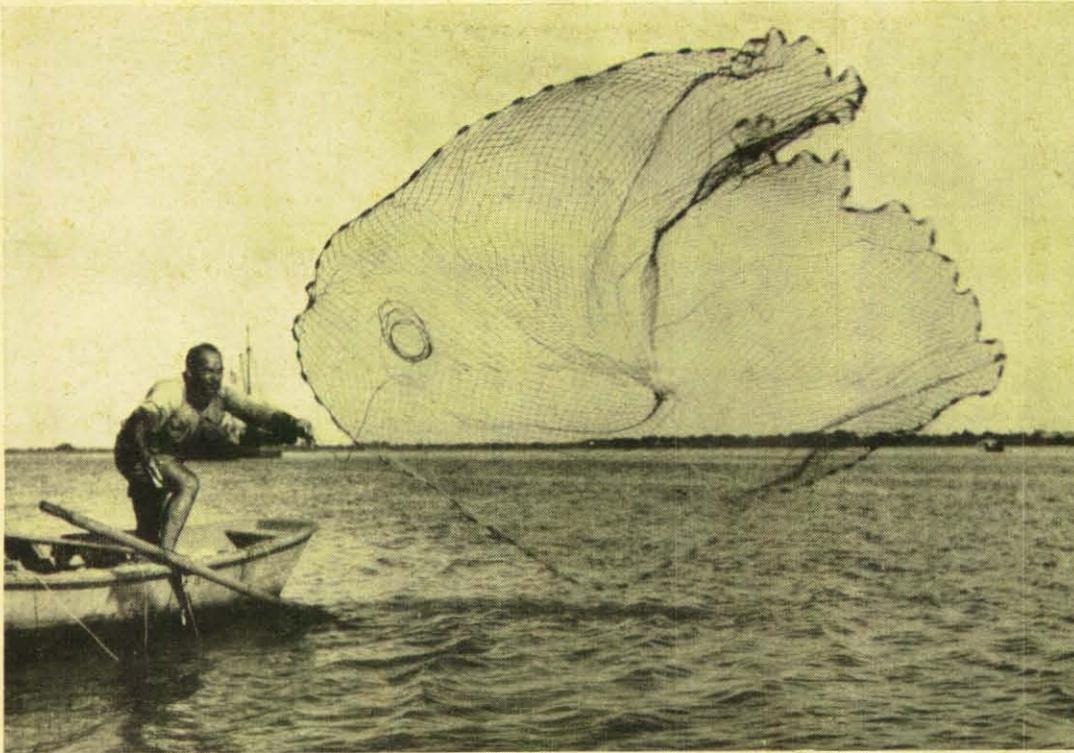


Die Netzhaut eines Vogels, 1300-fach vergrößert. Man nimmt an, daß auf den deutlich zu erkennenden Ölkügelchen die andersgearteten Seh-eigenschaften der Vögel beruhen.

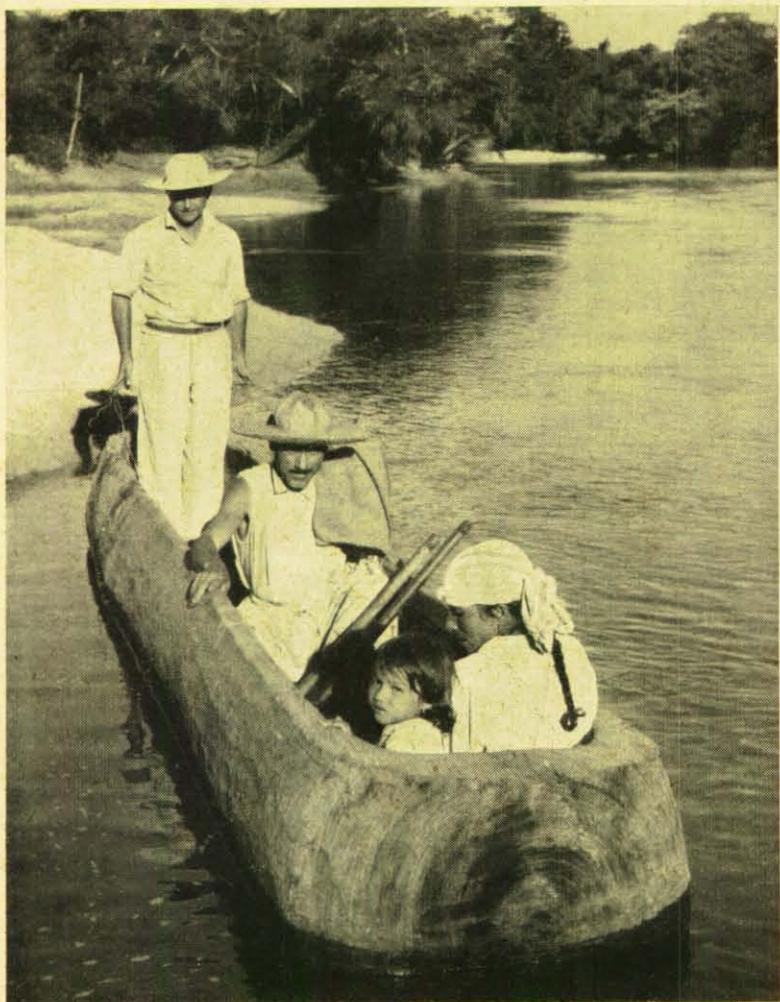


Auch stilisierte Vögel wirken abschreckend. Punkte, Würfel und kleinere Ornamente hingegen scheinen die Amseln, Stare und Rotkehlchen einhellig für Zweige oder ähnliche Hindernisse zu halten. Sie versuchen, sie zu umfliegen, und prallen dabei doch gegen die Scheiben.

Frauen in



▲ *In weitem Bogen* fliegt das Netz durch die Luft, von dem Fischer geschickt geworfen. Ein solches Bild ist heute fast schon eine Seltenheit, denn es gibt nur noch sehr wenige Netzfischer am Rio Paraguay. Dieser Fluß ist ganz und gar friedlich.



◀ *Ausgehöhlte Stämme* dienen wie schon seit Jahrhunderten als Boote. Diese uralten Wasserfahrzeuge sind ungemein praktisch und auch sehr sicher. Kentern ist nahezu ausgeschlossen. Die ganze Familie hat sich hier zum gemeinsamen Wasserausflug eingefunden.



Wer Paraguay sagt, meint die Frauen. Denn wenn in Paraguay, das man auch den Garten Südamerikas nennt, ein starkes und energisches Volk wohnt, so ist dies nur ein Verdienst der Frauen. Die Frauen von Paraguay sind keine Hausfrauen. Sie nehmen einen wichtigen Platz im wirtschaftlichen Leben ihres Landes ein. Sie schenken zahlreichen Kindern das Leben und sind von früh bis spät mit eiserner Zähigkeit bei der Arbeit. 1870 bestand in Paraguay ein großer Frauenüberschuß, 28 Frauen kamen auf einen Mann. Dieses Mißverhältnis ist bis heute bei weitem noch nicht vollständig ausgeglichen.



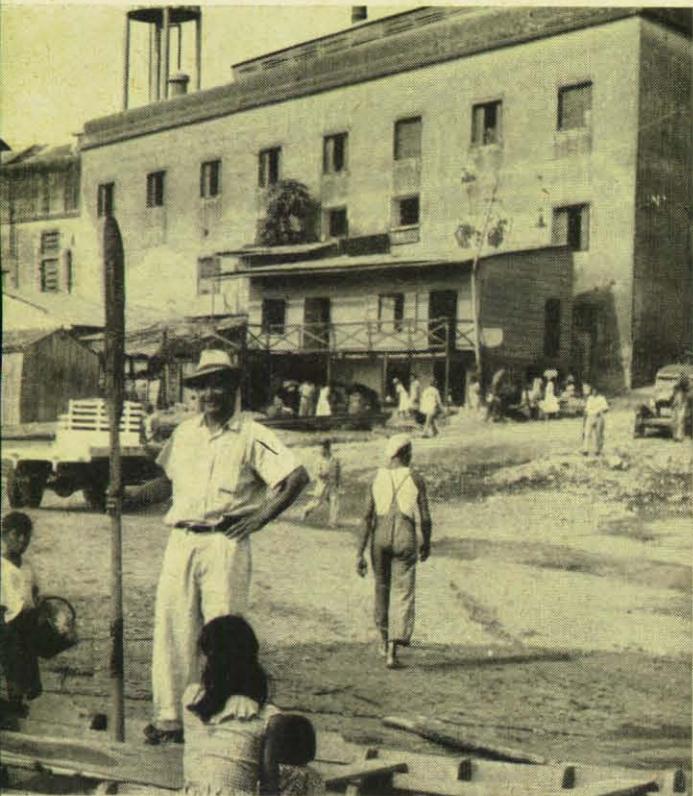
Eine dicke Zigarre eigener Herstellung raucht diese Bauersfrau, während ihr Mann seinen „Mate“ trinkt, eine Art Gesundheitstee, der Nationalgetränk ist. Die Frau ist nicht nur gleichberechtigt, sondern hat meist die „Hosen an“ und schmeißt den ganzen Betrieb eines Bauernhofes mit viel Fleiß und Geschick.



Nichts Besonderes ist heute mehr für die Land- und Stadtbevölkerung von Paraguay ein vornehmes Auto. Die Menschen sind diesen Anblick gewohnt. Unbeirrt reiten die ackerbautreibenden Frauen zweimal in der Woche auf ihren Eseln zum Markt.



Paraguay



▲ **Ein irisches Bad** gönnt der Treiber seinen Mauleseln mehrmals am Tage, sooft er am Fluß vorüberkommt. Für die schwerarbeitenden Tiere ist es eine angenehme Abkühlung. Gleichzeitig wird der Wagen ohne Anstrengung gereinigt.

◀ **Im Hafen von Asuncion** ist immer etwas los. Viele kleine Kähne kommen mit Früchten und Gemüse an den Markttagen in die Stadt. Das große Hafenbecken kann sogar von Ozeanriesen mit größtem Tiefgang angelaufen werden.

▶ **Ein geschickter Schlangenjäger** ist dieser Indio. Wie die Bauern ihre Feldfrüchte feilbieten, so sucht er seine Schlangen zu verkaufen. Das drei Meter lange Tier wurde für 30 DM angeboten, aber auf 18 DM heruntergehandelt.



◀ **Gute Ware** haben die Frauen zu verkaufen. Die Früchte sind saftig und voll, denn das schwache Geschlecht versteht in diesem Lande etwas von Ackerbau und ist noch fleißig dazu. Deshalb macht man auch ziemlich gute Geschäfte.

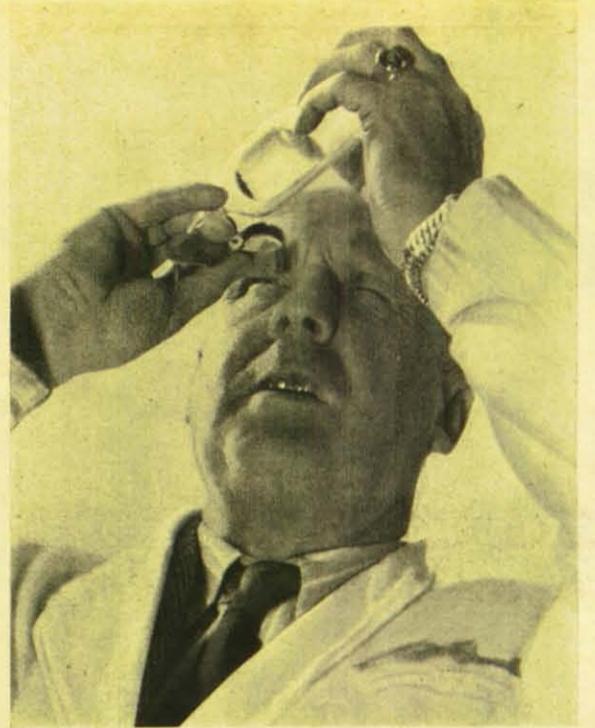
▼ **Keine Müdigkeit** scheinen die Frauen von Paraguay zu kennen. Sie sind zäh und ausdauernd. Was sie in ihre starken Hände nehmen, gelingt. Sie sitzen bei ihren Körben, bis alles verkauft ist, auch wenn es Stunden und Tage dauert.





◀ **Grundwasser** wird seit bald hundert Jahren mit dieser gewöhnlichen Pumpe aus der Tiefe heraufgeholt. Die Kühe haben sich um ein bißchen Dreck im Wasser nicht gekümmert. Nun läßt der Zoologe Wilhelm Noll das Wasser durch ein Planktonnetz sieben. Er sucht nach kleinen Lebewesen, die im Wasser schwimmen.

▶ **Mit der Lupe** läßt sich erkennen, daß mit dem feinen Netz viele winzige Tierchen eingefangen wurden. Was für welche es sind, das kann erst eine genaue Untersuchung im Laboratorium ergeben. Mehrere hundert Quellen hat Wilhelm Noll in der Gegend zwischen Würzburg und Hanau abgesucht und dabei zahlreiche seltene Lebewesen gefunden.



Der brave Buchbindermeister Leo S. ist völlig überrascht: Er kann sein geplantes Wohnhaus auf dem eigenen Grund und Boden in Klingenberg nicht mehr errichten. Auf dem Grundstück wurden Eiszeitasseln, Brunnenkrebse und Zwerghöhlenschnecken gefunden. Diese winzigen, millimetergroßen Tiere haben dem Buchbinderbauer verdorben, aber sie waren doch der Stein des Anstoßes. Und das kam so:

Wilhelm Noll, seines Zeichens städtischer Angestellter in Aschaffenburg, sammelte schon seit frühester Jugend Insekten. So war es nicht erstaunlich, daß er bald Konservator am Naturwissenschaftlichen Museum der Stadt Aschaffenburg und Leiter der zoologischen Abteilung mit wurde. Eine zufällige Begegnung mit dem Ornithologen Professor Hertzog aus Straßburg hatte Wilhelm Noll auf die Erforschung der Grundwasser-Fauna zwischen Hanau und Würzburg einschließen des Spesarts gebracht. Hierbei wurden in einem Zeitraum von über drei Jahren von ihm fast 250 Brunnen und Quellen systematisch abgesucht. Es kam zu einer wissenschaftlichen Sensation: Nicht nur 133 verschiedene Tierarten wurden im Grundwasser gefunden, sondern darunter auch zehn Arten, die für die Wissenschaft völlig neu waren. In- und ausländische Fachgelehrte, insbesondere weltbekannte Professor

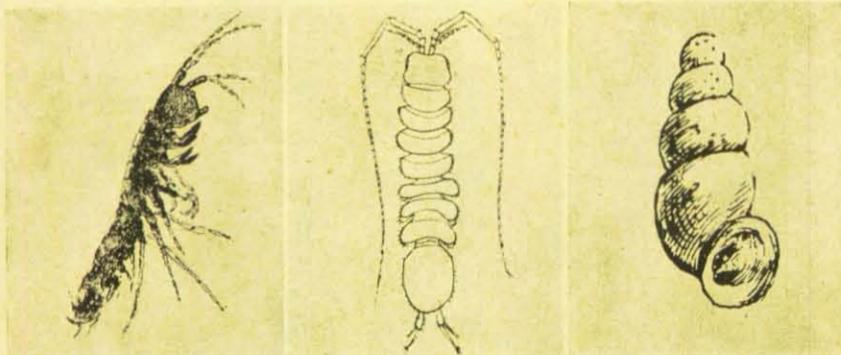
Dr. Stammer von der Universität Erlangen, beteiligten sich an den Untersuchungen.

Bei seiner Jagd nach kleinen Tierchen geriet Wilhelm Noll in Klingenberg auf ein Grundstück am Fuße eines Weinberges. Zwischen hohem Unkraut stand eine gußeiserne Pumpe, davor ein großer hölzerner Bottich, bis zum Rande mit Wasser gefüllt. Hunderte solcher Pumpen gibt es im weiten Umkreis, sie haben wirklich nichts Besonderes an sich. Auch Wilhelm Noll ahnte noch nichts, als er routinemäßig sein Planktonnetz unter die Tülle der Pumpe hängte, mit kräftigen Stößen das Wasser aus der Tiefe der Erde herauspumpte und es durch das Sieb laufen ließ. Auch als er den Inhalt des Planktonnetzes sorgfältig in einem Fläschchen verwahrt, etikettiert und mit Datum, Nummer und Fundstelle versehen hatte, tat er nur das, was er schon hundertmal vorher getan hatte. Als dann aber die Untersuchung im Laboratorium kam, unters er es nicht fassen: Sechs verschiedene, höchst seltene Höhlentiere hatte er entdeckt. Die Entdeckung war so bedeutungsvoll, daß das Grundstück durch Kauf vom Kreise Obernburg gesichert und der Lartetenbrunnen als Naturdenkmal unter Denkmalschutz gestellt wurde.

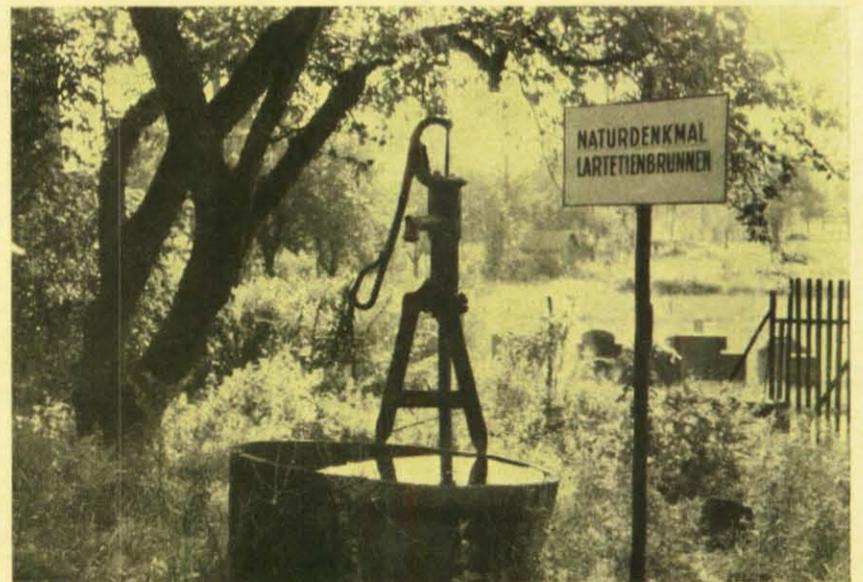
So kam es, daß der Buchbindermeister Leo S. sein geplantes Wohnhaus an dieser Stelle nicht mehr errichten kann.

Brunnenwasser unter Naturschutz

Eiszeit-Asseln verhindern Wohnungsbau



Völlig unbekannt waren der Wissenschaft diese drei millimetergroßen Tierchen, bevor sie Wilhelm Noll ans Tageslicht „gepumpt“ hat. Von links nach rechts: ein Brunnenkrebs, eine Eiszeitassel und eine Zwerghöhlenschnecke. Wie es in der Wissenschaft üblich ist, wurde der lateinischen Bezeichnung der Tierchen der Name ihres Entdeckers beigegeben. So heißt die Eiszeitassel nach Wilhelm Noll Subassulus Nollii.



Naturdenkmal Lartetenbrunnen. Eine Pumpe wie hundert andere — bis im Wasser dieses Brunnens einige bislang unbekannte Tierchen entdeckt wurden. Der Brunnen wurde unter Naturschutz gestellt. So konnte der Besitzer des Grundstückes hier nicht mehr bauen. Der Kreis Obernburg hat das Gelände gekauft und den Brunnen nach dem lateinischen Namen „Lartetia“ der dort gefundenen Zwerghöhlenschnecke benannt.

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

6. Fortsetzung

„Sie konnten nicht immer allein bleiben, Monsieur Arnold. Sie konnten es nicht. Ich sage Ihnen, das ist alles eine Zwangslage, an der Sie nicht schuld sind.“

„Aber daß eine Lüge aus der anderen wächst — Jean, das ist böse!“

Jean schüttelte verwundert den Kopf.

Arnold zögerte und sagte dann:

„Fräulein Helen — Sie kennen Fräulein Helen?“

„Ja freilich, der möchte ich auch noch gern gefallen.“

Arnold fuhr sich über die Haare und fuhr fort:

„Fräulein Helen kannte zum Beispiel Naudeaus letzten Roman. Ich kannte ihn nicht. Nun lasse ich den Schrank aufschließen, suche das Buch, suche den Roman, tue nichts anderes heute morgen als dies. Ja, sehen Sie denn nicht, auf welchem Weg ich bin? Diese junge Dame hält mich für Naudeau, und ich lasse die Schränke aufschließen und suche den Roman, den Naudeau geschrieben hat. Das ist es, was so erschreckend ist, daß eines zum anderen kommt. Wenn Sie nicht wären, Jean, könnte ich tagaus tagein kein wahres Wort mehr sprechen. Es ist schon schlimm, daß ich die Behörden belüge. Aber ich belüge nicht nur die Behörden, ich belüge jeden, der mit mir spricht.“

Jean schüttelte nachdenklich den Kopf. Er sah Arnold an, dann sah er auf das Buch, das vor ihm lag, blickte wieder Arnold an und sagte:

„Sie haben es nicht leicht, Monsieur Arnold. Ich sehe es ein. Vielleicht machten wir es falsch, als wir das Haus verließen und den Garten und als wir uns einladen ließen, ins Konzert zu gehen. Aber immer einsam, Herr Arnold, ist das gut? — Und in Rußland verderben, ist das gut? — Denken Sie darüber nach — und nicht über die Lügen. Wenn nicht heute, so doch morgen hätte man Sie dazu gezwungen. Eines Tages wäre Herr Poßhard hierhergekommen, und Sie hätten lügen müssen, so, wie Sie gestern lügen mußten. Glauben Sie einem alten Mann: das müssen Sie ertragen. Sie haben schon vieles durchgemacht, Sie werden auch das ertragen. Alle Tage ist kein Konzert im Hause Poßhard. Und der Krieg geht einmal zu Ende. Jetzt lesen Sie nur mal Naudeaus Buch, Sie werden sich dabei vergessen.“

„Jetzt etwas anderes“, sagte Arnold und wendete sich dem Alten wieder zu. „Wie ist das mit dem Militärdienst in der Schweiz? Wird man nicht eines Tages kommen und verlangen, daß sich der aus dem Ausland zurückgekehrte Rollé meldet? — Was dann?“

Jean schwieg. Nachher erhob er sich ebenfalls, stand gebeugt vor Arnold und erwiderte:

„Auch daran habe ich gedacht. — Ich wollte schon mit Ihnen darüber sprechen, aber dann dachte ich, daß es unnötig ist, sich darüber schon jetzt Gedanken zu machen ... Naudeau ist sechsunddreißig Jahre alt, nicht wahr? Er hat nie gedient, Er zahlte Wehrsteuer. Man wird die älteren Leute nicht gleich holen. Außerdem haben wir angebehen, daß Sie zum Erholungsurlaub hier sind.“

„Ja, das wird man berücksichtigen.“

„Noch etwas?“

Der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, wird in Hamburg bei einem Bombenangriff getötet. Heim, der seinen Freund in einem Luftschutzstollen tot auffindet, übergibt einem Friedhofswärter die erforderlichen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung. Nicht Rollé, sondern der deutsche Frontsoldat Arnold Heim wird in das Totenregister eingetragen! Ohne sich einen Begriff von der Tragweite des Geschehenen zu machen, setzt sich Heim in einen Eisenbahnzug und fährt nach Castagnola, dem Schweizer Wohnsitz seines Freundes. Dem alten Diener der Familie, Jean, vertraut er sich voll an. Gemeinsam beschließen sie, daß Heim bis zur Beendigung des Krieges als Naudeau Rollé in Castagnola bleiben soll. Er wird polizeilich gemeldet und lernt eines Tages Helen Poßard, die anmutige Tochter seines Nachbarn, kennen. Er nimmt an einem Musikabend im Hause Poßard teil und gerät dort mit Helens Bewerber Eitle in einen Disput über die Haltung der Deutschen. Da es stark regnet, läßt Helen sich einen Schirm geben und begleitet Arnold heim. Dabei spricht sie von Rollés Roman „Vaugirard“, der ihr sehr gefallen hat. Am nächsten Tag holt sich Arnold diesen Roman aus dem Bücherschrank des Hauses und kommt mit Jean in ein Gespräch.

„Ja, noch etwas. Ich muß noch an Naudeaus Zeitungen schreiben, daß ich hier bin. Ich muß schreiben, daß ich auf Urlaub hier bin und daß ich krank bin, nicht wahr? Ich muß schon wieder lügen. Unentwegt muß ich lügen.“

„Das brauchen Sie in diesem Fall nicht zu tun“, Jean sah Arnold pffiffig an.

„Warum nicht?“

„Weil ich es schon für Sie getan habe“, fuhr der Alte fort. „Als Sie noch keine drei Wochen hier waren, kamen Briefe von den Redaktionen. Die fragten, was mit Naudeau sei. Da antwortete ich, daß Sie erkrankt seien, daß Sie der Pflege und der Ruhe bedürfen und daß Sie von sich hören ließen, wenn es so weit sei.“

„Sie schrieben, daß ich erkrankt sei?“

„Ja, das tat ich.“

Arnold sah Jean an. Er tat ein paar Schritte vorwärts, stand vor dem Greis, hob den Arm und ließ ihn hilflos sinken. Er wandte sich ab und schaute wieder durch das Fenster hinaus. Es war still. Nur Francesca hörte man in der Küche. Es blieb lange Zeit still, bis sich der Alte räusperte und fragte, ob er jetzt gehen könne.

„Haben Sie noch einen Auftrag für mich, Monsieur?“ fragte er. Da wandte sich Arnold vom Fenster weg und fragte:

„Darf ich Ihnen den Schirm geben, den ich gestern entliehen habe, und Sie bitten, ihn bei den Poßhards für mich abzugeben?“

„Ja, Monsieur Naudeau.“

Arnold zögerte und sagte dann entschlossen:

„Ich versprach zwar Fräulein Helen, daß ich ihn selber bringen würde. Aber nehmen Sie ihn nur und bringen Sie ihn hinunter.“

Jean blieb stehen und wartete noch ein paar Sekunden. Da sagte Arnold und hatte sein ernstes Gesicht:

„Nehmen Sie den Schirm und bringen Sie ihn hinunter!“

Jean zuckte die Achsel und ging hinaus.

Arnold nahm den Roman „Vaugirard“, verließ den Raum, stieg hinauf in sein Zimmer und setzte sich mit dem Buch neben dem Fenster nieder. Er begann zu lesen und bemerkte nicht, wie draußen das Laub unter der Morgensonne leuchtete.

XIII.

Arnold las drei Tage und halbe Nächte lang. Er las in seinem Zimmer, er las mittags im Garten vor dem Haus, indes die Herbstsonne ihn wärmte, und

er dachte über das Gelesene nach, wenn er die Bettdecke über die Ohren zog und sich zur Seite legte.

Naudeau hatte ein gutes Buch geschrieben; der Roman spielte in Paris, in dem großen Paris, in der Stadt der Welt. Die darin lebten, waren Menschen wie sie selber, so wie Naudeau, Colette und wie Arnold gewesen, damals in den Jahren vor dem Krieg. Naudeau hatte ihm einmal erzählt, daß er lebende Menschen für seine Romanfiguren zum Vorbild nehme. Nun hatte sich Arnold erkannt; sein Aussehen hatte sich der Held des Buches geborgt, seine Weise zu sprechen, seine Art, die Welt zu sehen und in ihr zu handeln. Alles das hatte sich der Mann geborgt, der hier die vierhundert Seiten mit seinem Leben füllte. Liebe verband diesen Mann mit einem Pariser Mädchen, in dem Arnold Colette wieder fand, so wie sie damals unter ihnen gelebt.

Vaugirard ist eine lange Straße in Paris. Sie mündet im lateinischen Viertel in den Boulevard St. Michel, unweit der Sorbonne, der alten Universität. Dort befinden sich ein paar kleine Hotels, in denen auch Studenten leben, Studenten und Assistenten der Universität, junge Doktoren, die ihren Weg gehen und ernsthaft arbeiten. Gleichwohl kann es einem solchen geschehen, daß er in einem Restaurant ein Mädchen kennenlernt, eine Studentin, eine vom Dasein angeglühte, eine Blume in den warmen Gärten dieser Stadt.

Zart verläuft die Liebesgeschichte, und klaräugig schildert der Dichter die Beweggründe seiner Menschen. Arnold erfährt, wie genau er damals schon von seinem Freund gesehen worden war. Er studiert die Seele Colettes, welche vielleicht jener Helens verwandt war, und erfährt, daß Naudeau wußte, wie es um die Seelen aller jungen Freunde stand. Einmal sagt einer und meint es bitterernst: Das Leben ist ein kurzes Geschenk, wir sollen es in Liebe verwandeln, in nichts als lauter Liebe. Und ein anderer sagt: Die Menschen nehmen dies kurze Leben und machen daraus nichts als Kampf und Überdruß und Haß. Und der Held sagt, jener, der Arnold gleicht: Nur der ist ein Mann, der das tut, was ihm gemäß ist; die wahre Freiheit ist die Freiheit vom Vorurteil.

Bei Gott! dachte Arnold und lächelte. Als er den Roman zu Ende gelesen hatte, waren vier Tage seit dem Klavierkonzert vergangen. Jean hatte den Schirm abgegeben, und vier Tage wa-

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

ren vergangen, ohne daß Arnold das Haus oder den Garten verlassen hatte.

Die kurze Regenzeit war vorbei. Der Spätherbst war voll Sonne. Das Laub auf dem Boden der Wälder leuchtete, und eine Ruhe spann sich ein, so wie nur das Tessin im Herbst und Winter Ruhe finden kann. Arnold ging über die Steinfliesen des Gartens, atmete die klare, vom Laubgeruch erfüllte Stille der Landschaft, sah hinunter zum Lido und hinüber zum Monte Gradioli, der schon eine weiße Decke trug, und nahm sich vor, bewußt darüber glücklich zu sein, daß es dies alles gab: Lorbeerbüsche und Ölbaumhaine, Zypressen, Kastanien und Hopfenbuchen, daß es Marmorterrassen und Bruchsteinmauern, daß es Villen und Palazzi, daß es freie Menschen, glückliche Arbeiter und fröhliche Bauern, daß es ein Land gab, in dem das alles war, und daß er in diesem Lande geborgen lebte bis zu dieser Stunde.

Lüge? — Es war eine schlechte Welt, in der man zwischen Lüge und Tod zu wählen hatte. Es war auch eine schlechte Welt, ein mißbratenes Menschentum, wo man Eide schwören

Ohne künstliche Düngemittel ist eine intensive landwirtschaftliche Bodennutzung heute überhaupt nicht mehr denkbar. Glücklicherweise werden viele Düngesalze, die Kalisalze zum Beispiel, von der Natur in so großen Mengen bereitgehalten, daß sie kaum zu erschöpfen sind. Dafür gehen jedoch die natürlichen Vorräte an Salpetersalzen bedenklich dem Ende zu. Da die künstliche Herstellung von Salpetersalzen sehr teuer ist, hat man sich schon lange darum bemüht, billigere Produktionsmethoden aufzuspüren. Diese scheinen jetzt in den USA gefunden worden zu sein. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die bei einer Kernspaltung gewonnene Energie zum chemischen Zusammenschluß von Stickstoff und Sauerstoff, wie sie in der Luft enthalten sind, verwendet werden kann. Das dabei entstehende Stickstoffoxyd ist dann Ausgangsstoff für salpetersaure Salze. Glücklicherweise werden die im Reaktor gewonnenen Düngemittel nur so schwach radioaktiv, daß ihrer Verwendung unbedenklich zugestimmt werden kann.

mußte, da niemals Zwang zum Schwören führen dürfte. Es war eine schlechte Welt, das war eine Wahrheit, und seine Lüge war wenig in all der Schlechtigkeit, das war auch eine Wahrheit. Arnold war froh, als er das dachte.

Dann ging er an jene Stelle des Gartens, von der aus man hinuntersehen konnte zum Haus mit dem flachen Dach. Er sah hinunter. Da kam Francesca, und er rief sie und scherzte mit ihr. Zum ersten Male seit einer Woche lachte und scherzte er, und Francesca lachte und scherzte mit.

Sechs Wochen vergingen so zwischen Haus und Garten. Arnold las fast den ganzen Tag. Abends hörte er Musik im Radio. Des Nachts lag er oft lange wach und dachte über sein Schicksal nach.

Dann kam der Winter. Der Monte Dannoso, die Bergriesen hinter Porlezza, der langgestreckte Rücken des Monte Gradicioli trugen nun Schnee. Aber der Schnee stieg nicht in die Täler hinab, er widerspiegelte nur die Sonne, und die Sonne wärmte die Täler, der Himmel blieb klar und wolkenlos. Auf dem Kalender stand, daß es Winter war. Aber es war ein Winter sondermaßen. Auch für die verwöhnten Tessiner war er außergewöhnlich. Die freundliche Francesca sagte Arnold, daß jetzt seinetwegen immer die Sonne scheine. Aber Arnold lauschte hinüber nach Italien, wo sich der blaue Himmel weiterspannte, er hörte das Brummen der Bombengeschwader und das Rollen der Explosionsgewitter, und er dachte, ob es das sei, weshalb die Sonne scheine.

Nachts dröhnten jetzt wieder öfter die Flugzeuge über Lugano und verloren sich hinter den Alpenkämmen. Das war alles, was hier an den Krieg gemahnte.

XIV.

Der Tessiner Winter wurde immer veronnener und milder, je mehr sich das Jahr zu Ende neigte; ein Tag war friedvoller als der andere, kein Lüftchen regte sich, die Sonne überstrahlte tags die Pracht, und die Sterne überfunkelten nachts die Berge und die Täler. Es wurde Weihnachtszeit.

Weihnachten! — Als Arnold zum ersten Male davon hörte, wurde ihm wehmütig zumute.

Am Nachmittag sagte er zu Jean, daß er nach Lugano gehen wolle; je sei so die Zeit, da man in einer Stadt streifen sollte, von Laden zu Laden, Lichter und festes freudige Gesichter ringsherum; er gehe heute nach Lugano.

„Ja, tun Sie das“, sagte Jean, „es wird Ihnen Freude machen.“

Arnold zog also einen Mantel an, setzte einen Hut auf und ging, städtisch und elegant, hinunter in die Lebensfülle der trotz aller Sonne weihnachtlich schritt er über die vom Laube sauber gebürsteten Wege des Stadtparkes.

Das Stadtleben erfreute ihn. Er fühlte sich wohl unter den vielen Menschen, die neben ihm vor Schaufenstern standen, dies und jenes bewunderten, sich mit Freunden trafen, sich von Bekannten verabschiedeten; es war Einkaufs- und Blumenzeit, das Stelldichein der meist schwarzhaarigen Frauen und Männer.

Arnold stand wie ein träumendes Kind vor den Läden, wo er alles fand, was es in Deutschland schon jahrelang nicht mehr gegeben. Besonders ein Uhrengeschäft tat es ihm an, er überraschte sich, daß er die Stirn an die Scheibe legte und die Stahluhren und goldenen Chronometer selbstvergessen bestaunte.

Zwischen Lauben und Pfeilern besah er sich auf der Piazza Dante die leichten Stände; unter hellen Tuchdächern häufte sich hier vielfältiger Kram; Hasen, Hühner und Tauben hingen herum, und Arnold fragte sich, ob dies und das, ob das aufgehäufte Obst, ob die Tücher und Bücher allenthalben frei zu kaufen wären.

Ja, sie waren zu kaufen. Also kaufte Arnold — und er kaufte mit seltsamer Freude. Er kaufte ein buntes Kopftuch für Francesca, eine Zigarrenschachtel voll Havanna für Jean und Hermann Hesses letztes Buch „Das Glasperlenspiel“, von dem er schon in der Zeitung gelesen hatte. Dann fragte er sich, für wen er wohl dies Buch gekauft habe, und er sagte sich, daß er Jean damit schicken werde mit Weihnachtswünschen und freundlichen Grüßen. Und damit alles seine Ordnung habe und eines Außergewöhnlichen entbehre, kaufte er noch ein Buch, einen Roman, die Lebensgeschichte des Komponisten Franz Liszt, und wußte, daß er damit Lisi Poßhard erfreuen würde.

Nachher schlenderte er, mit den Paketen unter dem Arm, nicht mehr so eifrig wie die Stunde vorher, heraus aus der Altstadt zu einem Café, das er Musik daraus klingen hörte, betrat.

Warme Luft mit dem Duft von Kaffee, Zigaretten- und Zigarrenrauch schlugen ihm entgegen. Er sah Reihen im vornehmen, altösterreichischen Kaffeehausstil gepolsterter Wessel und Sofas; Marmortischchen waren mit Kännchen und Tellern belegt; Kuchenplatten standen herum, und gut gekleidete Gäste, meist ältere Leute, saßen gepflegt und zufriedener beieinander und lauschten einem Orchester, das im Hintergrund spielte. Und welch eine Überraschung! Neben der Kapelle ragte ein Weihnachtsbaum bis zur Decke, eine leibhaftige Tanne in dieser nadelholzarmen Gegend, Lametta silberfarbener Zweigen, viele weiße Kerzen kletterten bis zu dem goldenen Kreuz auf dem Wipfel. — Weihnachtszeit!

Arnold entdeckte ein leeres Tischchen und setzte sich dahinter auf das Sofa an der Wand. Von hier aus überblickte er den ganzen Saal. Er bestellte Kaffee und Kuchen, sah sich um und dachte, wie schön es wäre, wenn er seine Eltern noch hätte, als geborgene Bürger wie diese hier, am Feierabend eines Lebens wirklich feiernd, so friedvoll an ihr Tun verhaftet, das nur im Plaudern und Besorgsein um die Nächsten bestand.

Es war gerade eine Musikpause. Das Geräusch der Menschen summt in den Ohren. Da erschrak Arnold. Er erschrak so, daß er Herzklopfen bekam. Er hatte so die Gabel gehoben, da fiel sein Blick auf die Tür, die eben hereingeschoben wurde. Er sah Simon Nobile, der eintrat und stehen blieb; gleich hinter ihm kam Lisi Poßhard mit ihrem frischen Gesichtchen, in Kostüm und Pelz, und dahinter blaß, damenhaft und feingliedrig, Helen. Alle drei gingen zur Garderobe, wo Nobile seinen Mantel und Hut abgab, indes die Mädchen auf ihn warteten. Arnold legte die Gabel auf den Teller zurück und sah ihnen entgegen.

Als Lisi seiner gegenwärtig wurde, blieb sie einen Augenblick stehen, dann eilte sie den anderen voraus heran. Arnold erhob sich und vorschritt den Tisch. Lisi reichte ihm freudestrahlend die Hand und drehte sich um. Herr Nobile trat zur Seite und ließ Helen den Vortritt. Sie kam heran, lächelte und wurde rot.

„Wie angenehm, Sie hier zu finden“, sagte Nobile.

„Und Platz ist auch, herrlich!“ sprudelte Lisi heraus, „oder halten Sie den Platz für jemanden belegt?“

„Das wollte ich auch fragen“, sagte Helen. „Du kannst doch nicht so ohne

weiteres über Herrn Naudeaus Gesellschaft verfügen!“

„Hier ist frei. Niemand sitzt hier, und niemand wurde erwartet. Wenn es Ihnen recht ist, nehmen Sie doch bitte Platz, ich freue mich sehr.“

Nach kurzem Zögern wies Nobile auf das Sofa, wo Arnold gesessen hatte.

„Signora Helen, hier neben Signor Naudeau. Ich weiß, Sie haben nicht gern Menschen im Rücken. Und hier bitte, Lisi, willst du?“

Sie setzten sich. Helen neben Arnold. Links und rechts von ihm Nobile und Lisi. Päckchen und Schächtelchen, die sie bei sich hatten, legten sie auf den freien Stuhl.

Die Kellnerin kam. Sie bestellten Kaffee und Kuchen.

„Haben Sie auch Weihnachtseinkäufe gemacht?“ fragte Helen und zog den Pelzmantel über den Schultern hoch.

„Ja“, sagte Arnold, „ein paar Kleinigkeiten. Ich komme sehr wenig in die Stadt. Aber heute mußte ich hinunter, um einiges zu kaufen. Ich bin erstaunt, was es noch alles gibt.“

„Sie lassen sich gar nicht sehen“, sagte Lisi, indem sie sich an Arnold wandte. „Wir hofften immer, aber Sie kamen nicht...“

„Was sagen Sie zu unserem schönen Wetter?“ unterbrach Helen und öffnete ihr Zigarettenetui. Arnold sah auf ihre Hand und erwiderte:

„Ja, das wird er wundervoll. Ich bin so etwas... ich bin so etwas gar nicht mehr gewöhnt. Wenn man's nicht wüßte, dachte man nicht an Weihnachten.“

„Nur nachts wird es kühl“, sagte Helen und rückte den Pelz nochmals zurecht, „abends wird es schon recht kühl.“

„Ja, abends wird es kühl“, bestätigte Arnold und entflammte ein Streichholz. Beim Anzünden von Helens Zigarette streifte er unabsichtlich ihren kleinen Finger. Er sah ihre Augen. Da wurde sie wieder rot, wenig, kaum wahrnehmbar, aber Arnold bemerkte es, und er freute sich darüber.

Nobile holte eine Zigarrenetui hervor und legte es auf den Tisch.

„Rauchen Sie, Signor Rollé?“ fragte er. „Ich warte auf den Kaffee, dann rauch' ich mit.“

Arnold dankte, nahm eine Zigarre, legte sie neben sich. Als Nobile seinen Kaffee getrunken hatte, begann er zu rauchen. Das Orchester spielte, und alle waren sehr aufgeräumt.

Nobile wendete sich immer wieder an Arnold und fragte ihn höflich über Deutschland. Als Arnold von einem

Bombenangriff erzählen sollte, lehnte er es ab.

„Ich werde Ihnen später erzählen. Aber bitte nicht heute, nicht jetzt. Sie müssen wissen, daß mich der Weihnachtsbaum dort freut und die freundliche Geselligkeit und der Friede, und daß ich es sehr bedaure, daß es nicht überall so sein kann wie hier.“

Nobile antwortete, daß er das verstehe. Dann sah er auf die Uhr und sagte:

„Es ist jetzt halb sechs Uhr. Heute sind die Läden bis sieben offen. Lisi, gehst du mit mir? Herr Naudeau leistet ja Helen Gesellschaft; wir werden nicht lange ausbleiben.“ Er wandte sich vieldeutig an Arnold. „Bestellungen an das Christkind für Fräulein Helen, das ist der Grund. Jetzt wär's die beste Zeit.“

Arnold nickte verständnisvoll. Helen sagte nichts. Lisi war sofort einverstanden und stand auf.

„In einer halben Stunde, Schwesterkind, sind wir wieder zurück“, sagte sie.

Als die beiden das Café verlassen hatten, holte Helen wieder ihr Zigarettenetui aus der Tasche und ließ sich Feuer geben. Arnold sah gedankenvoll auf die Rauchfäden, die langsam zur Decke stiegen. Das Orchester spielte leise und entschuldigte ihr Schweigen. Und dennoch konnte man nicht stumm sein, das spürte Arnold; aber er fühlte, daß er nicht mit irgendeiner Redensart das Schweigen unterbrechen sollte.

Da fragte Helen:

„Warum haben Sie den Schirm nicht selber zurückgebracht? — Sie versprochen es.“

Arnold war überrascht. Es freute ihn, als er das hörte. Er war überrascht und antwortete:

„Verzeihen Sie, daß ich mein Versprechen nicht gehalten habe. Aber ich dachte, es sei vielleicht besser, Sie nicht zu stören. Ich bin zur Zeit kein angenehmer Mensch.“

„Warum sind Sie kein angenehmer Mensch?“

„Ich habe Geheimnisse, Mademoiselle Helen. Geheimnisse in dieser Zeit. Und Sie führen ein klares Leben, Mademoiselle. Das paßt nicht zusammen, glauben Sie mir!“

Helen schwieg. Dann fragte sie und blickte Arnold an:

„Lieben Sie Ihre Geheimnisse?“

„Nein“, sagte Arnold; „ich hasse sie, ich hasse sie über alle Maßen!“

„Dann sind Sie kein Freund von Geheimnissen?“



„Lieben Sie Ihre Geheimnisse?“ fragte Helen und blickte Arnold dabei an. „Nein“, sagte Arnold, „ich hasse sie, ich hasse sie über alle Maßen!“

„Nein, ich hasse sie. Ich liebe offene Menschen.“

„Dann kann es nicht schlimm mit Ihren Geheimnissen sein!“

Arnold schwie. Helen schnippte Asche in die Schale und fuhr mit gesenkter Stimme zögernd fort:

„Da war ich also dumm, als ich Ihnen böse war, daß Sie den Schirm nicht brachten.“

„Sie waren böse?“

„Ja.“

„Und jetzt — jetzt sind Sie nicht mehr böse?“

„Nein.“

Arnold faßte des Mädchens Hand, legte sie aber schnell wieder auf den Tisch zurück.

„Ich wäre gern gekommen, nur um Sie wiederzusehen, Fräulein Helen. Ich sehe Sie gern; schon als ich Sie zum ersten Male sah, wußte ich, daß ich Sie immer sprechen hören möchte, daß ich oft bei Ihnen sein möchte. So ist es. Aber es wäre nicht gut.“ Helen errötete bei diesen Worten und senkte den Kopf.

„Des Geheimnisses wegen?“ fragte sie leise.

„Ja.“

„Was sollte Sie hindern, einer Dame Gesellschaft zu leisten?“

Arnold schwieg.

Helen lachte plötzlich laut und sah Arnold an.

„Haben Sie eine eifersüchtige Frau? Ist es etwa das?“

Da lächelte Arnold und schüttelte den Kopf.

„Nein, weder Frau, Braut noch Freundin. Das ist es nicht.“

„Das ist es nicht?“

„Nein, das ist es nicht.“

„Und Sie lieben offene Menschen?“

„Ja, ich liebe offene Menschen.“

„Naudeau Rollé muß offene Menschen lieben, sonst wäre er nicht Naudeau Rollé. Ich danke Ihnen; Sie waren offen zu mir.“

„War ich das?“

„Ja, Sie waren offen zu mir. Sie sind ehrlich. Ihr Buch war das ehrlichste Buch, das ich je gelesen habe. Ich liebe ehrliche Bücher und offene Menschen. Offene Menschen sind stark.“

„Aber ich bin schwach, zu schwach, um einen Schirm zurückzubringen.“

„Sie sind stark, nur Ihr Geheimnis ist noch stärker. So kann man vielleicht auch sagen, nicht wahr? Ich bin nicht taktlos, Herr Naudeau; ich werde nicht mehr von Ihrem Geheimnis sprechen. Aber ich bin nicht so dumm — und ich weiß, was es ist.“

„Was wissen Sie?“

„Ich weiß, daß Sie ein Mann sind, der denkt und denkt und wieder denkt. Sie kommen aus dem Krieg. Sie denken an den Krieg. Der Krieg ist Ihr Geheimnis. Sie können nur an den Krieg denken und an das Leid und an den Krieg. Und wir hier — wir hier sind eben anders. Deshalb haben Sie mir den Schirm nicht gebracht.“

Arnold lächelte und erwiderte:

„Sie sind klug und lieb, Helen, aber Sie können nicht ahnen, was alles mit dem Krieg zusammenhängt.“

Er nahm ihre Hand und streichelte sie. Sie zog sie nicht zurück. Die Musik spielte, und all die Zeit, in der die Musik spielte, nahm sie ihre Hand nicht zurück. Arnold fühlte, wie die Hand sich unter seinen Fingern drehte. Es war eine zarte Hand. Dann umschlossen heiße Finger die seinen, drückten sie leise. Nachher zog Helen ihren Arm zurück. Sie atmete heftig, Ihre Stimme war leise.

„Auch ich denke immerzu an den Krieg. Ich leide mit Ihnen, Naudeau Rollé. Glauben Sie mir. Ich denke immer an den Krieg. Aber Sie sollten ihn manchmal vergessen, — hier ... bei ... uns!“

Arnold nahm Helens Hand und küßte sie. Er sagte:

„Es ist schwer, das Richtige zu tun. — Ich dürfte nicht bei Ihnen sein, Helen,

und Ihr Freund werden und Ihre Zuneigung gewinnen. Glauben Sie mir! — Ich werde nicht mehr davon sprechen. Von jetzt an nicht mehr. Aber das muß ich Ihnen sagen, daß es schlecht ist von mir, so bei Ihnen zu sitzen und daß ich gehen müßte. Das ist wahr.“

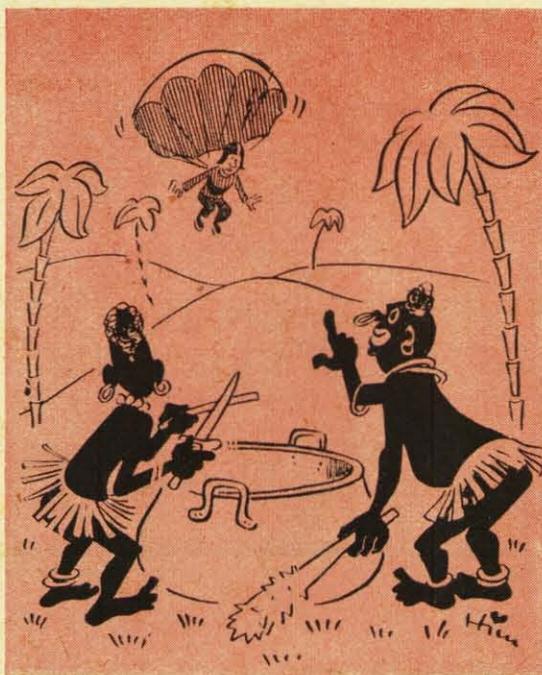
„Weil das mit dem Krieg zusammenhängt?“

„Ja.“

„Wir werden den Krieg vergessen?“

„Wird der Krieg uns vergessen?“

„Naudeau Rollé haßt den Krieg. Ich



... Mwamba — da kommt unsere Suppeneinlage!“

habe sein Buch wieder gelesen. Zum dritten Male vorige Woche. Naudeau Rollé haßt den Krieg. Alles was daraus geschieht, ist nicht schlimm. Nur wer den Krieg liebt, tut Schlimmes.“

„Ja, ich hasse den Krieg.“

„Hängt es damit zusammen?“

„Ja — damit hängt es zusammen.“

„Dann ist es gut“, lächelte Helen. „Der Krieg wird Sie vergessen. — Und jetzt wollen wir nicht mehr davon sprechen.“

„Nein, wir wollen nicht mehr darüber reden.“

„Sie aber versprechen mir, daß Sie in Zukunft den Schirm zurückbringen werden, wenn Sie ihn entleihen, und sagen, daß Sie das tun. Das versprechen Sie?“

„Ja, das verspreche ich.“ Arnold lächelte. Dann begrüßte er Nobile und Lisi, die eben hereinkamen und lebhaft zum Aufbruch mahnten.

„Es ist schon dunkel draußen. Wenn wir noch zu Fuß gehen wollen, dann müssen wir uns beeilen.“

Arnold blickte um sich. Er bemerkte, daß sich das Café geleert hatte. Die Kapelle hatte zu spielen aufgehört. Nur an wenigen Tischen saßen noch einzelne Gäste, und die Kellnerin eilte, schon lange zum Kassieren bereit, herbei.

Draußen war Nacht. Luganos Lichter spiegelten sich im See. Nobile unterhakte Lisi und zog mit ihr den anderen voran.

„Marsch, marsch!“ rief er, „wenn unsere Damen rechtzeitig zum Abendessen nach Hause wollen.“

Arnold bot Helen den Arm. Sein Päckchen hielt er mit dem linken. Sie gingen dicht hinter Nobile und Lisi. Manchmal wechselten die Paare einige Scherzworte miteinander. Hinter Casarate indes wurde der Abstand zwischen ihnen immer größer, und bald hatten sie sich verloren.

Arnold verlangsamte seine Schritte. Er sah über den See, in dem Sterne funkelten. Dünne Nebel stiegen am Ufer hoch, nur ein paar Schleier, in deren Netzen sich das Mondlicht fing. Am Hang stand unbewegt die warme Luft des Sonnentages.

Arnold fragte:

„Ich gehe langsam, weil es so schön ist. Müssen Sie pünktlich zu Hause sein?“

„Nicht heute, Naudeau“, sagte Helen, und ihre Stimme schwankte. Sie ver-

suchten einander zu sehen. Ein leichter Schimmer der Sternendecke lag über ihren Gesichtern.

Nicht heute? — dachte er und blieb bei einer niedrigen Weinbergmauer stehen, über die eine Zypresse ihren Schatten warf. Sie standen am Rande des Schattens, und Arnold sagte, daß ihm die linke Hand steif geworden sei.

„Das Päckchen ist doch auf die Dauer eine kleine Last.“ Er legte es auf die fußhohe Mauer und sagte:

„Nur eine Minute, Mademoiselle Helen!“

„O bitte!“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte wieder.

Da legte er seine Arme um sie und zog sie an sich.

„Nein“, sagte sie, „nein!“

Er ließ die Arme sinken und murmelte:

„Nein — Sie haben recht!“

Sie lachte. Aber das Lachen war dunkel, und die Stimme schwankte.

„Ich hatte beinahe alles vergessen“, flüsterte er.

„Sie sollen auch alles vergessen ...“

Arnold fühlte sie ganz nahe. Sein Herz schlug heftig. Der Schimmer des Mondlichts über ihrer Stirne und ihren Augen ließ sie geisterhaft erscheinen. Sie war entrückt und schön.

Er trat vom Licht in den Schatten. Dabei dachte er: Wenn sie jetzt auch diesen Schritt vom Licht ins Dunkle macht, werde ich alles vergessen. So standen sie, an das Mauerchen gelehnt, sie im Licht und er im Schatten.

Dann ging sie zu ihm. Er suchte ihre Augen, hob die Arme, umfaßte sie und küßte sie. Er küßte sie heftig und drückte sie an sich. Er küßte einen heißen, geschlossenen Mund. Er versuchte, ihre Lippen zu öffnen, da zitterte sie. Er fühlte, daß sie schwankte, fühlte den Schlag ihres Herzens.

„O Liebster! O Liebster!“ flüsterte sie.

Er streichelte ihre Hände und ihre Wangen und fuhr zart mit seiner Stirne über die ihre.

„O Liebster!“ hauchte sie, „o Liebster!“

Dann küßten sie einander wieder.

Arnold streichelte ihren Hals, ihre Schultern, nahm ihr Antlitz in beide Hände und zog es zu sich.

Später fragte er:

„Jetzt müssen wir wohl gehen?“

Sie antwortete:

„Ja, jetzt müssen wir wohl gehen.“

Sie sahen hinunter zum See, auf dem das Mondlicht glänzte. Jenseits zerschneit der Monte Generoso den Nachthimmel mit schneebedecktem Grat. Sie wandten sich ab und stiegen nun schweigend ihren Berg hinan. Sie gingen zwischen Weinbergen und Palazzomauern einen Seitenpfad, damit ihnen Nobile auf seinem Rückweg nicht begegnen konnte.

Als sie Abschied nahmen, küßten sie einander wieder.

Arnold sagte:

„Morgen! Hier, wo die Zeder steht. Geht es morgen hier um diese Zeit?“

„Ja“, antwortete Helen.



„Opa stellt bestimmt einen neuen Rekord im Tauchen auf, er ist schon dreiviertel Stunden unten!“

Dann legte sie die Arme um ihn und küßte ihn.

„Lieber, morgen um diese Zeit!“

„Morgen um diese Zeit.“

„Ja, Naudeau.“

Er wiederholte:

„Morgen um diese Zeit.“

(Fortsetzung folgt)

Komisch, nicht?

ER WEISS BESCHIED

Der Professor fragt beim Examen einen Studenten: „Was ist Betrug?“

Der Student: „Betrug ist, wenn Sie, Herr Professor, mich durchfallen lassen!“

Professor: „Wieso?“

Der Student: „Weil sich nach dem Strafgesetz derjenige eines Betrugers schuldig macht, der die Unwissenheit eines anderen benutzt, um diesen zu schädigen.“

OHNE HONORAR

In einer Gesellschaft unterhielt man sich über Krankheiten und sprach von den ärztlichen Honoraren, die allgemein als zu hoch bezeichnet wurden.

Professor Gohrbrandt, der bis dahin geschwiegen hatte, sagte ruhig: „Es gibt natürlich auch Ärzte, für deren Dienst man nicht mit Geld zu bezahlen braucht.“

„Womit denn?“, fragte eine Dame.

Mit unbeweglichem Gesicht antwortete Gohrbrandt: „Mit seinem Leben.“

WERTVOLLER SCHATZ

Der Filmregisseur Wolfgang Lieben-einer hatte Gäste. Er zeigte ihnen auch seine Porzellansammlung. Darunter war die Figur einer Katze aus der Ming-Dynastie. „Es gibt nur drei davon auf der Welt“, erklärte Lieben-einer mit Besitzerstolz. „Der Wert ist überhaupt nicht abzuschätzen.“

Etwas später geschah es, daß einer der Gäste, schon betrunken, die Figur in die Hand nahm, damit spielte und — sie fallen ließ. Zunächst waren alle erstarrt. Lieben-einer hatte sich zuerst gefaßt. Er nahm die Scherben vom Boden auf und sagte tröstend: „Machen Sie sich keine Gedanken! Ihr kleines Mißgeschick macht jetzt die beiden anderen noch wertvoller.“

ANGEBOT

Bei einem Aufenthalt in Wien wurde Johannes Heesters von einem Filmproduzenten eingeladen.

„Was wünschen Sie zu trinken?“ fragte der Gastgeber. „Sie können wählen, was Sie wünschen, Kognak, Bier, Wein, Sekt.“

„Jawohl“, erwiderte Heesters, „in der angegebenen Reihenfolge.“

ABONNEMENT

Victor de Kowa, der einstige Direktor der „tribüne“ in Berlin, wurde von einem Bekannten gefragt:

„Sagen Sie einmal, Herr de Kowa, worin besteht eigentlich der Vorteil eines Abonnements?“

De Kowa erwiderte ernsthaft:

„Daß sich die Leute auch Anfängerinnen in Hauptrollen ansehen müssen.“

SPRACHGESCHICHTE

Ein Archäologe fand in einem verlassenen Steinbruch eine zerbrochene Steinplatte. Auf ihr entzifferte er die halbverwitterten Buchstaben „tener“. Nach einigem Suchen fand er ein weiteres Bruchstück mit dem lateinischen Wort „verbo“. Er setzte sich hin und schrieb eine tiefeschürfende Abhandlung über diese wichtige archäologische Entdeckung. Als das Werk erschienen war, brachte ihm ein Bauer eine gleiche Steinplatte, die er an gleicher Stelle gefunden hatte. Sie paßte genau zu den bereits vorhandenen Bruchstücken und enthielt, ebenfalls eingeritzt, das Wort „Weg“. — Eine Ergänzung zu der wissenschaftlichen Abhandlung erschien nicht mehr.

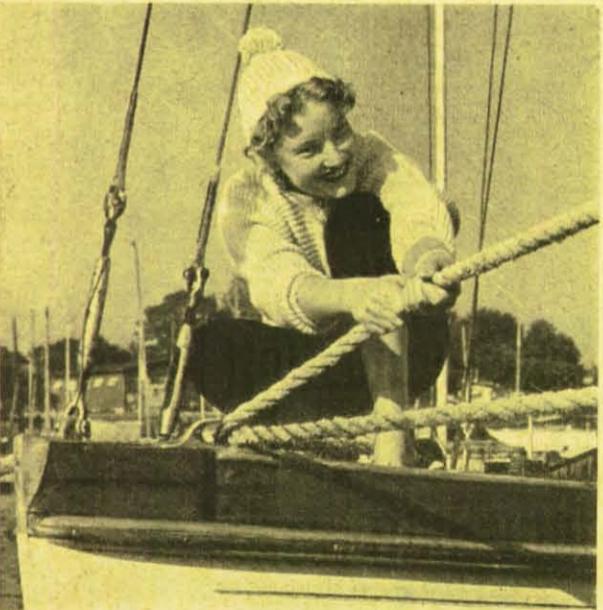


Über die Dächer von Paris kann die hübsche Danielle Giffard aus dem wackligen Kipfenster ihres Mansardenstübchens blicken. Glühend heiß ist es im Sommer in dem spärlich möblierten Zimmer, im Winter dagegen eisig kalt. Doch Danielle ist glücklich, daß sie diesen Raum überhaupt noch mieten konnte.



Billiger als im Ladengeschäft sind die Strümpfe, die die Straßenhändlerin feilzubieten hat. Das ist entscheidend für Danielle. Wohl verdient sie als Übersetzerin in einem großen Verlag 500.— DM im Monat. Für ihre 23 Jahre ist das viel. Doch das Leben ist teuer. Allein schon für das Mittagessen in einem einfachen Studenten-Restaurant — es setzt sich allerdings aus drei Gängen und Wein zusammen — muß sie täglich etwa 6.— DM zahlen. Abends wird sie oft von Bekannten zum Essen eingeladen. Dennoch gibt sie fast 60.— DM in der Woche nur für Verpflegung aus.

PARIS HAMBURG LONDON



Wie das Tau beim Segeln festgehalten werden muß, lernt Inge Nansen aus Hohenbüchen bei Alfeld schnell. Schwerer fällt es ihr jedoch in Hamburg, wo sie sich als Innenarchitektin ausbilden läßt, die wenigen Groschen und auch ihr Herz festzuhalten, das vor Heimweh nach dem vertrauten Dorf fast vergehen will.

Allein in einer großen Stadt

In oft schäbig möblierten Zimmern leben und im harten Daseinskampf den Unterhalt verdienen müssen — fern von der Heimat und den Lieben —, das ist das Los unzähliger berufstätiger, junger Mädchen in den großen Städten. Inge aus Hamburg, Eliza aus London und Danielle aus Paris sind nur drei unter vielen.

*

„Entsetzlich so sein Sonntag in Hamburg, einfach entsetzlich!“ Stöhnend preßt Inge die schmale Stirn gegen das trübe Glas der Fensterscheibe. Fest kneift sie die Augen zu. Nicht mehr sehen will sie den grauen Hinterhof mit seinen hohen Mauern vor ihrem Fenster. Und auch nicht mehr das blecherne Quäken der Musikbox hören, das aus der Gastwirtschaft nebenan heraufschallt. Zu Hause, denkt Inge, zu Hause zwitschern jetzt die Schwalben, und die Eltern trinken in der Veranda Kaffee. Ob Mutter wieder viele Kirschen eingemacht hat? Warum sie wohl gar nicht schreibt? Die haben mich sicherlich schon alle vergessen, denkt Inge, und ihre Augen werden gefährlich naß. Nein, sie wird nicht weinen. Kommt gar nicht in Frage. Sie wird, ja sie wird an Eliza in London und an Danielle in Paris, die getreuen Brieffreundinnen aus der Schulzeit, schreiben. Vielleicht auch noch etwas auf die Straße gehen, wenn es auch gerade nicht schön ist, einsam zwischen lachenden und frohen Menschen dahinzuziehen. Aber bestimmt wird sie sich jetzt mal 'ne Tasse Kaffee kochen, sofort, zur Stärkung des Gemüts. Doch als sie sich durch den düsteren Korridor bis zur Küche vorgetastet hat, muß sie feststellen, daß die Tür verschlossen ist. „Natürlich“, schimpft Inge laut vor sich hin. „Die Alte ist aus und schließt einfach ab. Was aus mir wird, ist egal. Und das nennt sie nun ‚Komfortzimmer mit Küchenbenützung‘ und läßt mich 80.— DM im Monat dafür blechen.“ Empört wirft sie die Tür zu ihrem Zimmer hinter sich zu. Doch ihr Zorn verfliegt vor der stillen Ode dieses Raumes. Die Tapeten sind verblichen, die Gardinen schmutzig, das Bettgestell wackelt. Plötzlich schüttelt es Inge. Aus ist es mit der Selbstbeherrschung. Auf dem Bettrand, zusammengekauert, weint sie sich ihren Kummer von der Seele. Draußen hat es zu regnen begonnen. —

„Well, Inge, Dich hat es erwischt. An Deinem Brief war alles dran. Aber auch Heimweh geht vorüber. Leicht ist es nicht, sich in einer Großstadt einzugewöhnen. Als ich vor zwei Jahren aus Hastings nach London kam, ging es mir ähnlich wie Dir. Und auch heute noch packt es mich

manchmal. Meist dann, wenn ich nach zweistündiger Busfahrt ganz zerquetscht im Büro ankomme, und es da mal wieder unerträglich ist. Nicht, daß ich etwas gegen Bob, meinen Chef, James, den Prokuristen oder gar etwas gegen Doris oder Genoveve sagen wollte. Nein, wir bilden ein Team, nennen uns beim Vornamen, trinken oft Tee zusammen und brauchen uns nicht zu überarbeiten. Aber wenn Du unser Büro sähest, bekämst Du zu viel. Es ist einfach unvorstellbar überfüllt, dazu dunkel, dumpfig und kalt. Selbst wenn draußen die Sonne scheint, müssen die Lampen brennen. Die Fenster darf man im Sommer kaum öffnen, weil aus den Kaminen der Umgebung Qualm, Rauch und Ruß weht. Dieser Ruß ist meist so ölig, daß er fettige Spuren hinterläßt, wenn man ihn vom Papier wischt. Und im Winter haben wir nur einen Gaskamin, der bei kaltem Wetter seine Mücken hat. Mit elektrischen Heizsonnen und heißem Tee tauen wir uns dann auf. Erkältungen sind an der Tagesordnung. Ich glaube, Du würdest das kaum aushalten. Auch mir fällt es manchmal lehr schwer, aber ich muß durchhalten, denn alle Londoner Büros sind so ähnlich. Doch ich sage mir immer „take it easy!“ Sage es auch!

Deine Eliza

„... Mon dieu, chère Inge, wie kannst Du nur sein so traurig? Ich habe keinen Papa und auch keine Mama. Vor fünf Jahren sie kamen um im Auto, Du erinnerst Dich. Damals war ich traurig, sehr, sehr. Doch heute, ich lache wieder und habe meinen Spaß. Meine chambre, nun es ist bestimmt nicht schöner als das, in dem Du wohnst. Aber ich war froh, es zu finden. Und ich habe Freunde. Pierre, Charles, Jean. Pierre ich liebe sehr. Er weiß es aber nicht. Das ist bien. Ich werde es ihm auch nicht sagen. Du mußt auch Dir suchen des amis. Das ist immer gut. Sie bringen Dich auf andere Gedanken. In Deinem Klub beim Segeln Du wirst sicher finden feine Kameraden. Ich liebe deutsche Männer, sie sollen sein blond und treu. Ist das wahr? Ma chère, ich Dich will heitern auf. Darum ich so schreibe. Du mußt lesen und arbeiten. Vor fünf Jahren, als ich kam von Amboise nach Paris, ich war verzweifelt sehr. Die Eltern tot, kein Geld. Dann ich habe gelernt. Das half. Heute ich bin Übersetzerin für Englisch und Italienisch. Mit der deutschen Sprache ich noch habe Schwierigkeiten: Würdest Du mir streichen an die Fehler in diesem Brief und ihn mir schicken zurück? Ich Dir dafür danken sehr. Und höre, was ich Dir noch sagen werde: Sei lustig und froh, das Leben ist schön, und die Sonne kommt wieder jeden Tag, auch für Dich. Adieu!“

Danielle



◀ **Das Lesen** gehört zu Danièles Lieblingsbeschäftigungen. Jede freie Minute nutzt sie dazu. Bis auf dem primitiven Gaskocher das Tee-wasser brodelt, liest sie daher noch schnell etwas. Da sie ihre Sprachkenntnisse pflegen muß, bevorzugt sie fremdsprachige Lektüre. Auch zu Vorträgen geht sie oft und nimmt an Kursen teil.

Mit Sachkenntnis und Liebe betreut die 24 Jahre alte Eliza Hamilton-Jenkins die stacheligen Kakteen, die sie in einem Kasten vor ihrem Zimmerfenster untergebracht hat. Eliza lebt als Untermieterin in einem Vorort von London und muß täglich mit dem Bus ins Büro fahren, was manchmal Stunden dauert. Als Sekretärin eines recht bekannten Filmdirektors verdient sie in der Woche knapp 100.— DM.



Auf dem Fußboden ist Platz genug! Darum eignet er sich — nach Elizas Meinung — vorzüglich als Zuschneidetisch. Obwohl Eliza niemals schneiden gelernt hat, macht sie sich alle Kleider selbst. Doch hin und wieder kann sie nicht widerstehen, ihrer Garderobe irgendein Luxusstück hinzuzufügen. Auch liegt ihr sehr daran, es in ihrem Zimmer gemütlich zu haben. Dafür scheut sie keine Ausgaben.



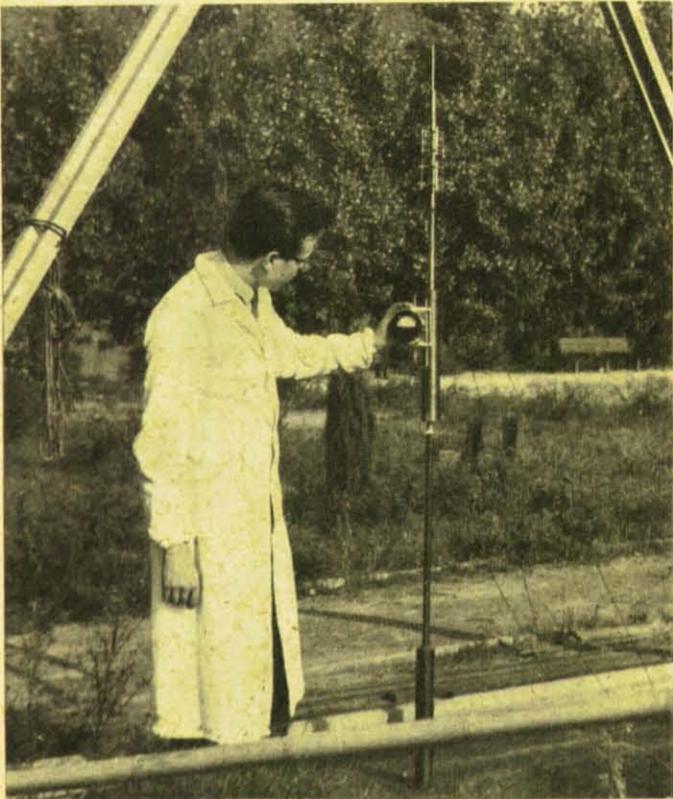
Das Schönste auf der Welt ist für Danièle ein gemütlicher Plausch mit Pierre im Kaffeehaus. Aber auch ohne den Freund wird es dort nie langweilig. Interessiert beobachtet sie die Passanten und begutachtet die Hüte der Frauen und Mädchen. Sie schwärmt für schöne Kleidung. Doch da ihr von ihrem Monatsgehalt nur 48.— DM für Anschaffungen und Vergnügungen übrigbleiben, muß sie sich die meisten Kleider selbst schneiden, was ihr auch gut gelingt.



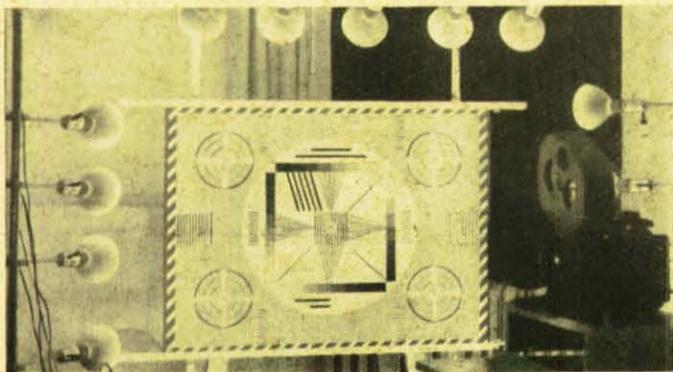
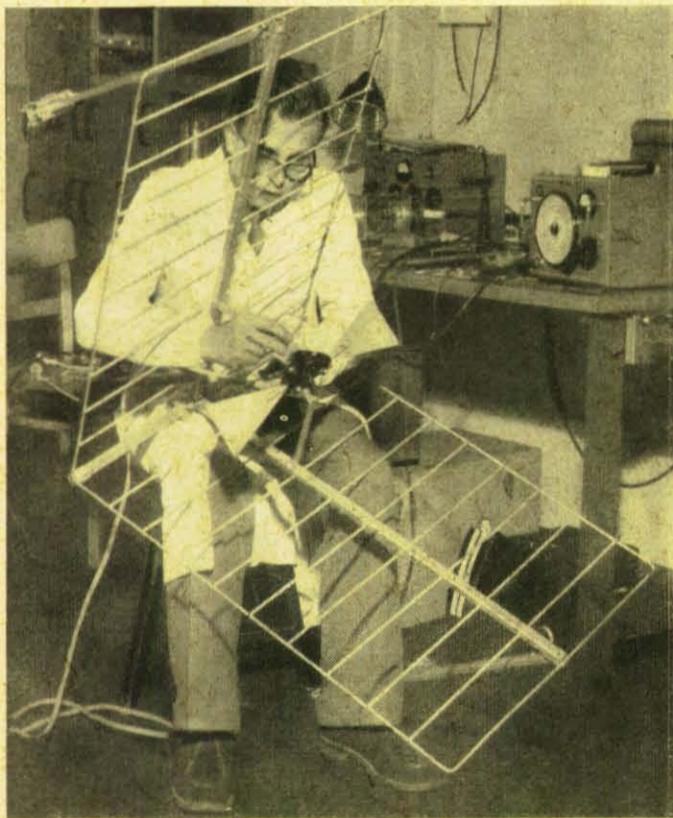
○ **Billig einkaufen** läßt es sich auf dem Berwick-Markt in London. Darum holt sich Eliza von dorther in der Mittagspause ihre Lebensmittel. Um 9 Uhr muß sie im Büro sein, zwischen 4 und 6.30 Uhr am Nachmittag ist Dienstschaft. Nur manchmal muß sie bis 11 Uhr nachts an einem Drehbuch tippen. Das Wochenende verbummelt sie meist mit Freunden. Und nur einmal im Monat kann sie es sich leisten, zu ihren Eltern zu fahren, die in Hastings leben.

ZAUBERMEISTER

der Rundfun



Welche Gestalt muß die Antenne haben? Ehe eine unserer Rundfunkanstalten einen neuen Sendestapel stellt, wird das immer im Garten des Nürnberger Rundfunktechnischen Instituts an einem Modell ausprobiert. Hier nimmt der technische Assistent Hippe eben eine Messung an einem Modell des Flensburger Mittelwellensenders vor.



Sie hausen in einer ehemaligen Kaserne am Stadtrand von Nürnberg. Sie — das sind die Techniker und Wissenschaftler des Rundfunktechnischen Instituts (RTI) —, die Zaubermeister der Rundfunkwellen. Um sie herum ein Gewirr von Drähten, mannshohen Meßgeräten und riesigen Schalttafeln mit vielen Knöpfen.

Sie reden miteinander in der technischen Geheimsprache des zwanzigsten Jahrhunderts. Ihr „Handwerkszeug“ sind komplizierte mathematische Formeln und rätselhaft Diagramme. Sie konstruieren Testbilder, basteln in dröhnenden Hallen oder in der Grabesstille schalltoter Räume.

Hier, im Rundfunktechnischen Institut — es ist aus der Versuchsanstalt der einstigen Reichsrundfunkgesellschaft hervorgegangen —, werden mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Verbesserungen für den Betrieb der deutschen Rundfunkanstalten erforscht. Jede Neuerung, die ein Sender einführen will, muß erst in langwieriger Arbeit im RTI entwickelt und auf Herz und Nieren — oder besser auf Röhren und Kondensatoren — geprüft werden.

Das Fernsehen stellt dem RTI heute die meisten Aufgaben. „Es ist das letzte Viertel Pionierarbeit, das wir zu leisten haben“, sagt Dr. Theile, der Leiter der Abteilung, und zeigt uns selbst eine abstrakte „Gemälde“, die „Schöpfungen“ von Technikern und Mathematikern. Es sind genau errechnete „Testbilder“, die entweder direkt aufgenommen oder auf dem Umweg über einen Testfilm in die Fernsehkamera gegeben werden. Schickt man sie durch eine Sendeapparatur, die geprüft werden soll, oder durch eine Verstärkerstufe, und läßt sie dann wieder auf einem Fernsehschirm erscheinen, so sieht der Fachmann aus jeder kleinsten Verzerrung auf dem Empfängerbild, an welcher Stelle der Apparatur ein Fehler steckt. Die Männer des RTI bringen es sogar heute schon

fertig, Testbilder auf rein elektronischem Wege zu erzeugen, und zwar ohne jede Vorlage. Durch ihre Verwendung können Fehler erkannt und ausgeschaltet werden, die vielleicht schon in der Fernsehkamera selbst auftreten.

Dank der Bemühungen der Techniker konnte eine Fernsehkamera konstruiert werden, die wesentlich empfindlicher ist als eine normale 35-mm-Filmkamera. Die Fernsehreporter, die heute noch mit Filmkameras und einem ganzen Arsenal an Jupiterlampen ihre Reportage aufnehmen, werden künftig meist ohne jede künstliche Lichtquelle und nur mit einer Fernsehkamera bewaffnet ausrücken, wenn — ja, wenn erst das Problem gelöst ist, eine solche Sendung bis zur vorgesehenen Sendezeit zu „konservieren“. Die gewöhnliche Filmkamera arbeitet für das Fernsehen zu langsam. Jetzt basteln die Fernsehtechniker in Nürnberg an einer Vorrichtung, um Fernseh- und Filmkamera zu synchronisieren. Sobald das gelungen ist, werden die 35-mm-Filmstreifen beim Fernsehen eine ähnliche Kamera haben wie die Tonbänder beim Rundfunk.

Nun hat auch der UKW-Hörfunk — das Fernsehen benutzt ja ebenfalls die ultrakurzen Wellen — noch seine Probleme für die „Wellenzauberer“. Mit der zunehmenden Überfüllung der bisher üblichen „normalen“ Wellenbereiche müssen neue, immer kürzere Wellenbereiche erschlossen werden. Das ist notwendig, weil in den kürzeren Bereichen viel mehr Platz ist für neue Sender. Zum Beispiel haben zwischen 50 und 100 Zentimetern Wellenlänge dreihundertmal so viele Sender Platz als zwischen 200 und 600 Metern, also auf dem normalen Mittelwellenband. Für Fernsehsender ist das besonders wichtig. Eine Fernsehstation braucht auf dem Frequenzband mehr als hundertmal soviel Raum wie ein Rundfunksender.

Eine Richtantenne für „UKW-Band vier“ wird gebaut. Seine Wellenlängen betragen nur einen halben Meter und verlangen eine neue Antennenform. Wenn das Fernsehen eines Tages mehrere Programme gleichzeitig ausstrahlt, soll dieses Band ausgenutzt werden. Die jetzigen Rundfunkskalen sind nämlich „überbesetzt“ mit Sendern.

Detektive des Fernsehens sind diese Testbilder. Aus jeder noch so kleinen Verzerrung, die auf dem Empfängerbild auftritt, können die Techniker genau ermitteln, an welcher Stelle in der Sendeapparatur ein Fehler sitzt.

Mäuschenstill ist es im „schalltoten Raum“. Die mit Glaswolle wattierten Wände schlucken jeden Hauch. Die Techniker messen darin die „Richtcharakteristiken“ der Mikrophone. Diese Geräte „hören“ nämlich nicht gleichmäßig gut. Man muß also ihre „Mucken“ genau und gründlich erforschen.



Hinter den Kulissen
von Funk und Fernsehen

kwellen



▲ **Gipsreliefs** von ganz Deutschland hat Dipl.-Ing. Hopf in seinem Schrank. Er ist verantwortlich für die richtige Aufstellung von UKW-Sendern. Mit einem nach der Erdkrümmung gebogenen Lineal prüft er, wo ein geplanter Sender am besten aufgestellt wird, um möglichst weit ins Land auszustrahlen.

◀ **Achtung, Ruhe! – Sendung!** Im RTI gibt es auch eine komplette Studioeinrichtung. Neuerungen, die den Tonmeistern die Arbeit erleichtern sollen, werden erstmals ausprobiert. Außerdem wird in Fachkursen der gesamte Nachwuchs der Rundfunkanstalten ausgebildet. Die beiden jungen Damen, die später einmal Tonregie führen wollen, sammeln hier ihre ersten Erfahrungen.

► **Eine Meisterleistung** des Instituts ist die Konstruktion eines Filmabtastgeräts, mit dessen Hilfe es möglich ist, bei Fernsehsendungen 8-mm-Schmalfilme zu übertragen. Nun können also auch Schmalfilmamateure „zu Bild“ kommen. Schmalfilme laufen mit einer Geschwindigkeit von 16 Bildern in der Sekunde. Fernsehkameras müssen aber mit 50 Bildern „gefüttert“ werden.

▼ **Ein fast gespenstisches Bild** auf dem Schirm des Oszillators, einem Gerät zur Erzeugung von Schwingungen. Dem Fachmann sagt es auf den ersten Blick, ob die Sendeapparatur vollkommen in Ordnung ist oder ob die Übertragungen auf dem Schirm nur undeutlich und verschwommen ankommen.

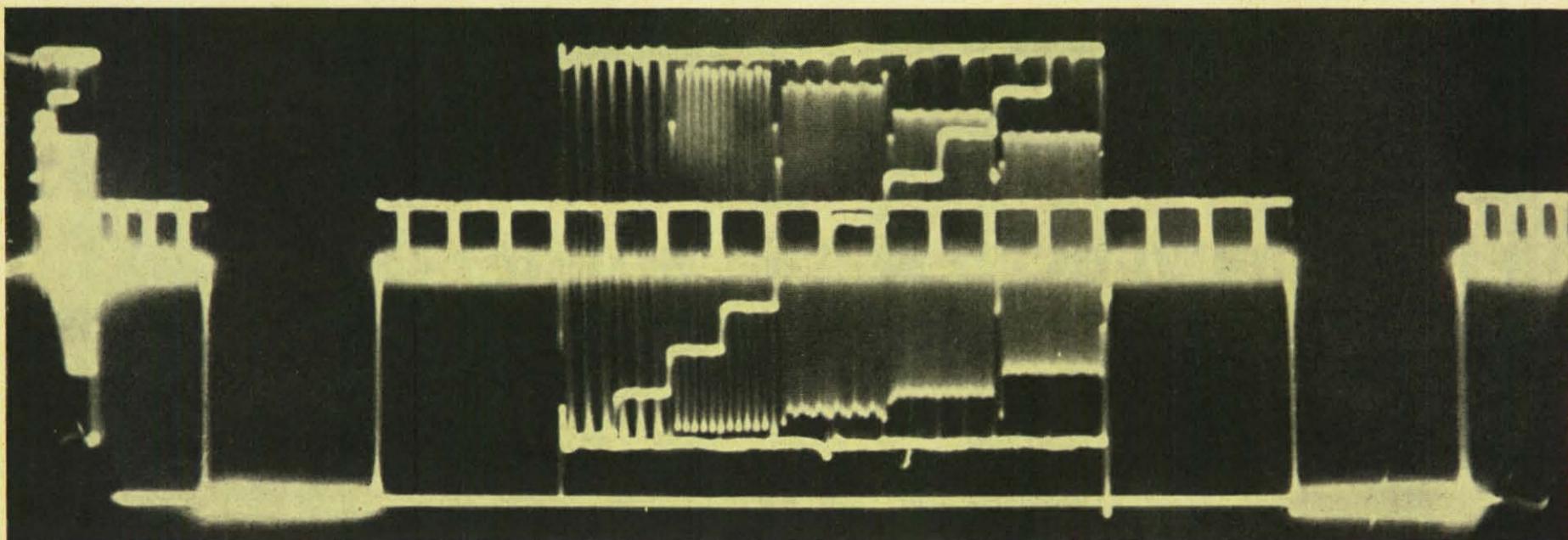




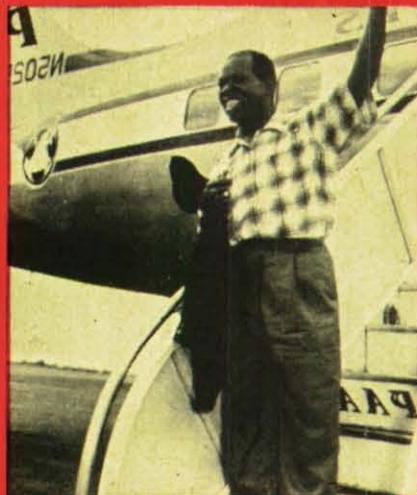
Foto: Constantin/Boke:berg

Ein Herzenswunsch wurde erfüllt

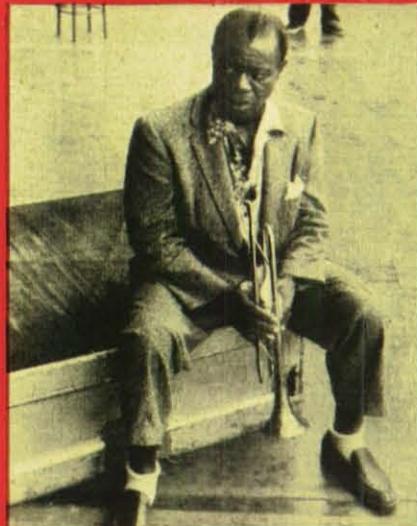
Noch nicht 20 Jahre ist Karin Dor alt, aber schon seit zwei Jahren Gattin des Regisseurs Dr. Harald Reinl, Mutter eines 12 Monate alten Sohnes und — erfolgreiche Filmschauspielerin. Die gebürtige Wiesbadenerin legte an der höheren Schule die mittlere Reife ab, lernte nebenher in Abendkursen Aquarellmalen und Modezeichnen, nahm Schauspielunterricht und wirkte gelegentlich beim Film mit. In dem Film „Rosen-Resli“ hatte sie zwar nur den Satz: „Himmlisch, Frau Chef!“

zu sagen, aber sie tat dies mit so verzücktem Ausdruck, daß auch Regisseur Harald Reinl sie himmlisch fürs Leben fand und sie nach ihrem Herzenswunsch fragte. Der war natürlich: Schauspielerin werden! Und nun erhielt die begabte Karin Dor Rollen in „Der schweigende Engel“, in „Ihre große Prüfung“ als Tochter von Hans Söhnker, dann in „Solange du lebst“ mit Marianne Koch und Adrian Hoven und schließlich in „Santa Lucia“. „Die Zwillinge vom Zillertal“ heißt ihr neuester Streifen.

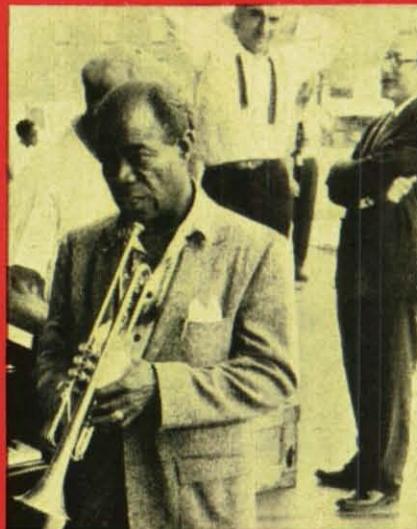
Louis Armstrong



STRAHLEND begrüßt Louis „satchmo“ Armstrong seine unzähligen Freunde, die ihm in der ganzen Welt entgegenjubeln.



DER ERFOLG hat ihn steil emporgeführt. Seinen Namen kennt jeder. Nun schildert ein Film sein ungewöhnliches Leben.



ANSTRENGEND ist ein Jazzkonzert. Unser Bild zeigt Armstrong kurz vor dem Auftritt. Er ist ganz und gar konzentriert.



GROSSARTIG ist die Stimmung der Zuhörer, wenn „satchmo“ mit heiserer Stimme singt. Fotos (4): United Artists.